

Stadtgeschichten. Beiträge zur Kulturgeschichte osteuropäischer Städte von Prag bis Baku. Hrsg. von Benjamin Conrad und Lisa Bicknell. (Mainzer historische Kulturwissenschaften, Bd. 28.) transcript. Bielefeld 2016. 314 S., Ill. ISBN 978-3-8376-3274-3. (€ 34,99.)

Seit dem Epochenwechsel von 1989/91 sind die Städte des östlichen Europa wieder ins Blickfeld einer kulturell und touristisch interessierten Öffentlichkeit, aber auch der historischen Forschung geraten. Dieses neue (oder: wiederentdeckte) Forschungsinteresse korrespondierte mit einer leichteren Erreichbarkeit der Städte selbst und besserer Zugänglichkeit von Archivmaterialien. Zugleich zeigte sich mit dem *spatial turn* in den Kulturwissenschaften eine erneuerte Bedeutung der Kategorie Raum, ebenfalls – aber nicht nur – mit starkem Bezug auf das östliche Europa. Beide Stränge sind starke Einflüsse für die Beiträge des Sammelbandes, die zum überwiegenden Teil als jüngere Forscher im Umfeld des Arbeitsbereichs Osteuropäische Geschichte an der Johannes Gutenberg-Universität Mainz von Jan Kusber tätig sind, dem der Band auch gewidmet ist. In ihm versammeln die Hrsg. Benjamin Conrad und Lisa Bicknell eine Fülle von Einzelfallstudien, die auf eigenen Erfahrungen – im Rahmen von Exkursionen oder individuellen Forschungsaufenthalten – in den behandelten Städten beruhen. Neben dem übergreifenden kulturhistorischen weisen die Aufsätze mithin auch einen gewissen ethnologischen Charakter auf, der Geschichte „vor Ort“ nacherlebbar macht.

Bei der Beschäftigung mit der Geschichte einer Stadt sieht man sich wohl stärker als bei anderen Themen mit einer großen Vielfalt an potenziellen, einander vielfach überschneidenden Forschungsfeldern konfrontiert. Entsprechend heterogen scheint zunächst die konkrete Ausgestaltung der einzelnen Studien zu Teilaspekten der jeweiligen Stadtgeschichte über erinnerungskulturelle, umwelt- und architekturgeschichtliche Ansätze bis hin zum „Dauerthema“ Multikulturalität. Ähnlich pragmatisch wird mit dem Osteuropabegriff umgegangen – er schließt von Prag bis Baku und von St. Petersburg bis Hermannstadt Städte Ostmitteleuropas und Südosteuropas mit ein, auch ein Beitrag über das sibirische Irkutsk und den Baikalsee findet sich im Band. In der Gesamtschau zeigen die 16 Aufsätze dann aber eindrücklich die große Bedeutung der Gegenwart der Vergangenheit in der Untersuchungsregion auf. Sie verweisen damit auf zahlreiche „wiederkehrend[e] Motive“ (S. 15) in der Beschäftigung mit den dortigen Städten, seien es Metropolen und Hauptstädte von gesamteuropäischer Bedeutung oder regionale Zentren.

Diese Motive werden in drei thematischen Abschnitten gebündelt. Der erste unter der Überschrift „Musealisierung und Monumentalisierung“ präsentiert Einblicke aus Riga, Warschau, Gori und Tiflis, Baku und Irkutsk. Die Bedeutung jüdischen Lebens in der und für die Geschichte des östlichen Europa zeigt beispielhaft der Beitrag von Svetlana Bogojavlenska zur Präsenz bzw. Nicht-mehr-Präsenz jüdisch konnotierter Orte im Stadtbild von Riga. Sie verdeutlichen verschiedene Abschnitte in der Geschichte der jüdischen Bevölkerung, über das Ankommen im städtischen Zentrum nach langer Verdrängung in die Außenbezirke, einhergehend mit einer Verbesserung der wirtschaftlichen Verhältnisse und der wachsenden auch optischen Wahrnehmbarkeit z. B. durch die Eröffnung der Großen Synagoge Anfang der 1870er Jahre, bis hin zur Entrechtung, Verfolgung und Ermordung unter der NS-Besatzung. Heute zeigen in der Hauptsache Denkmäler und Museen die jüdische Vergangenheit der Stadt. Mit den Nachwirkungen des Zweiten Weltkriegs und der deutschen Besatzung befasst sich auch die Studie von Bicknell zur ambivalenten Rezeptionsgeschichte des Warschauer Kniefalls von Bundeskanzler Willy Brandt in Polen, die vielfach von innenpolitischen Debatten bestimmt war. 2000 wurde die Geste schließlich durch ein Denkmal gewürdigt, zunächst in einer Sichtachse zum „Denkmal der Helden des Ghettos“. Seit 2014 befindet sich zwischen beiden Denkmälern zudem das Museum der Geschichte der polnischen Juden.

Die tagesaktuellen Deutungen und Kontextualisierungen von „Geschichte“ werden auch im zweiten Abschnitt zu „Repräsentativität und Inszenierung“ deutlich, mit Beispielen aus St. Petersburg, Moskau, Prag, wiederum Warschau, Minsk, Pressburg (Bratislava)

und erneut Baku. Hans-Christian Petersen zeigt in seinem Beitrag zur stadträumlichen Präsenz der St. Petersburger Unterschichten, wie diese durch Verdrängung aus ihren Wohnräumen – etwa durch den Abriss der betreffenden Gebäude – zusätzlich zur sozialen Ächtung weiter marginalisiert wurden. Dabei korrespondiere das „Verschwinden [...] aus dem Stadtbild [...] mit dem weitgehenden Desinteresse der Historiographie an der Thematik“ (S. 150), und das bis heute: Die dominierenden, politisch geförderten historischen Narrative konzentrieren sich auf das hochkulturelle bzw. das imperiale Erbe, das sich zum einen besser vermarkten lässt, zum anderen im Rahmen der aktuellen Geschichtspolitik legitimatorisch eingebunden werden kann. Versuche der räumlichen Übertragung symbolhaft aufgeladener Handlungen untersucht Stefan Albrecht mit Blick auf die Krönungen der Habsburger als Könige von Ungarn, die seit Mitte des 16. Jh. meist in Pressburg (Pozsony) erfolgten, im 19. Jh. dann aber mehrfach in Ofen (Buda), wobei auch Pest und Gran (Esztergom) als Krönungsort diskutiert wurden. Heute greift u. a. die slowakische Europapolitik auf diese Traditionen zurück, wenn in Bratislava anlässlich des EU-Beitritts beim alten Krönungshügel ein „Integrationshügel“ benannt wurde.

„Multikulturalität im urbanen Raum“ wird schließlich im letzten Abschnitt mit Blick auf Vilnius, Hermannstadt, Jassy und Lemberg untersucht. Hans-Christian Manner führt aus, wie stark Hermannstadt in der Außendarstellung und im Versuch der inneren Identitätsbildung gerade unter dem Siebenbürger Sachsen Klaus Johannis als Bürgermeister auf historisch begründete Traditionen von Offenheit und Toleranz setzte – Themen, die häufig aber auch im Kontext von „Mythen und Nostalgie“ (S. 279) zu sehen sind. Das Leben „vom Gestern“ zeigt so zugleich den „Zwiespalt zwischen gestern und heute“ (ebenda), wie ihn die hier versammelten Beiträge eindrucksvoll herausarbeiten – nicht zuletzt durch die zahlreichen Abbildungen (die man sich allerdings in Farbe und in größerem Format gewünscht hätte), die zum eigenen Entdecken einladen.

Dresden

Martin Munko

Donau-Stadt-Landschaft/Danube-City-Landscapes. Budapest – Wien/Vienna. Beiträge der Tagungen in Wien (16.04.2014) und Budapest (23.-24.01.2015). Hrsg. von Máté Tamáska und Csaba Szabó. (Historische Geographie, Bd. 3.) LIT Verlag, Berlin 2016. 332 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-643-90767-7. (€ 59,90.)

In Heimito von Doderers Roman *Strudlhofstiege* wird geschildert, wie der „Strommeister“ Schachl, der daran beteiligt ist, „das große Werk der Donau-Regulierung“ mit umzusetzen, von seinen Vorgesetzten aufgrund seiner großen praktischen Erfahrung zu Rate gezogen wird. Der Text deutet die enorme Bedeutung der wasserbaulichen Maßnahmen im Leben von Wien an und bietet nebenher mit der Beschreibung des frommen, nach Feierabend in der Bibel lesenden Werkmeisters in seinem fast kleinstädtischen Umfeld im Alsergrund auch noch eine Soziografie dieses topografisch stark von den früheren Armen der Donau und ihren kleinen Zuflüssen geprägten Stadtteils. Die Bedeutung der Donau für die Stadtentwicklung von Wien und von Budapest ist der wesentliche Gegenstand des rezensierten Bandes, wenn auch Verena Winigarter in ihrem einleitenden Essay „Herausforderungen für die nachhaltige Entwicklung von Städten an der Donau“ einen viel weiteren Bogen entlang der Donau spannt. Sie weist u. a. auf die Folgen des Klimawandels in Gestalt immer häufigerer meteorologischer Extremereignisse, aber auch auf die Umweltfolgen der jugoslawischen Zerfallskriege hin.

Der Band gliedert sich in vier Kapitel, denen die einzelnen, durchweg interessanten Tagungsbeiträge zugeordnet sind, wobei aus Gründen des Umfangs nicht alle im Einzelnen gewürdigt werden können. Im ersten, schlicht „Thema Donau“ genannten Kapitel behandelt Béla Kerékgyártó die „Versuche zur Wiedereroberung der Donauufer in Budapest“, die in der Tat insbesondere durch die enorme Verkehrsbelastung der Ufer lange Zeit für eine entspannte Freizeitnutzung am Wasser ebenso für wie attraktive Investitionen landseitig weitgehend verloren waren und jetzt wiederentdeckt werden. Im zweiten Kapi-

tel, „Sozialraum Donau“, analysiert Eleonóra Géra die „Wechselwirkung zwischen Donau und Alltag in Ofen-Pest 1686-1800“ – ein spannendes Thema insofern, als man geneigt ist, eine historische Kontinuität der Besiedlungsgeschichte anzunehmen, während seit der Rückeroberung der Städte aus der Hand der Osmanen *de facto* eine Neubesiedlung stattfand, zu deren Merkmalen auch gehörte, mit dem häufig wiederkehrenden Donau-Hochwasser umzugehen zu lernen.

Im dritten Kapitel, „Stadtbild an der Donau“, behandelt Friedrich Hauer in seinem Beitrag „Wien und die Donau(auen)“ anhand der topografischen Voraussetzungen die „Entstehung einer Stadtlandschaft“, wie es im Untertitel heißt. Selbst dem städtebaulich interessierten Besucher Wiens wird die Grenze des postglazialen Alluviums, der süd-südöstlichen Grenze der früher durchs Wiener Becken mäandrierenden Donauarme als Geländekante nicht immer bewusst (markante Ausnahme: die Kirche Maria am Gestade) – umso verdienstvoller ist die kartografische Darstellung Hauers. Er kommt zu dem Schluss, dass die Umsetzung des seit der Donauregulierung 1870-1875 verfolgten städtebaulichen Leitbildes von „Wien an der Donau“ bis jetzt „nur halb geglückt“ sei, seit den 1960er Jahren sei eher „Wien über die Donau“, d. h. die Erschließung des nördlichen Ufers über die Donau hinweg, der vorherrschende Trend der Stadtentwicklung.

Bereits im Beitrag von Hauer ist ein Hinweis auf die Notwendigkeit einer ständigen Auseinandersetzung mit dem dynamischen System der Donau enthalten, der noch stärker in zwei Texten im vierten Kapitel, „Ingenieurbauten der Donau“, zum Ausdruck kommt. Severin Hohensinner und Martin Schmid behandeln unter dem Titel „Mehr Dämme – höhere Fluten“ ein Phänomen, dem die räumliche Planung auch heute begegnet und das fast stets mit dem verbesserten technischen Hochwasserschutz einhergeht: Dieser beschränkt einerseits die Ausbreitung des Wassers und provoziert andererseits ein Heranrücken sensibler Nutzungen aus dem Hinterland mit der Folge, dass bei Versagen oder Überströmen der Hochwasserschutzanlagen die Schadensintensität enorm zunimmt. Sándor Békési stellt die bis heute atemberaubende Geschichte des Donau-Durchstichs bei Wien als einen Mega-Eingriff in Natur und Landschaft dar, dessen Verwirklichung nach dem heutigen europäischen Umweltrecht vermutlich ausgeschlossen wäre. Es ist ein Gedankenspiel wert, welchen Verlauf die Stadtentwicklung von Wien genommen hätte, wenn dem Vorschlag des Ministerialrats Florian Pasetti gefolgt worden wäre, der den Ausbau des alten, sich in einem sanften Bogen nördlich der Stadt erstreckenden Hauptarms der Donau vorsah, wobei der stadtnah gelegene Nebenarm Kaiserwasser mit Hafenanlagen verbunden werden sollte. Naturräumlich wäre dies in heutiger Betrachtung mit Sicherheit ein Gewinn, hingegen wäre die Stadtentwicklung von Wien über die Donau hinweg vermutlich ein für alle Mal blockiert worden. Der schließlich unter aktiver Mitwirkung der Wiener Lokalpolitik (Békési zufolge ein neues Phänomen gegenüber der zuvor überwiegend staatlichen Planung großer Baumaßnahmen), namentlich des Bürgermeisters Cajetan Felder, zustande gekommene Durchstich wurde schon von Zeitgenossen in seiner Dimension mit dem Bau des Suez-Kanals verglichen, und dies insofern auch ganz wörtlich zu Recht, als in Wien auch Technologien und Baufirmen vom Suez-Kanal zum Einsatz kamen.

In Budapest waren die wasserbautechnischen Eingriffe in die Donau zwar nicht so massiv wie in Wien, aber im Beitrag von Gábor Kolundzija über die Donaukais in Budapest wird deutlich, dass es zur Sicherung der sich dynamisch entwickelnden Stadt auch hier genug zu tun gab. Durch den Ausbau der Kais ergab sich die Chance zur Anlage von Promenaden, es entstand auf beiden Seiten das unvergleichliche Stadtpanorama. Südlich des damals bebauten Gebiets gelegene Untiefen hatten bei Winterhochwasser immer wieder zu Katastrophen geführt – hier wurde das Flussbett durch Dämme deutlich eingeeengt, um die Fließgeschwindigkeit zu erhöhen und der Bildung von Eisbarrieren mit der Folge eines massiven Rückstaus vorzubeugen.

Eine entfernte Parallele zur nicht realisierten „sanften“ Regulierung der Donau in Wien bietet die Idee eines „Ringkanals“ in Budapest, der in groben Zügen dem Verlauf eines

verlandeten Donauarms folgen sollte und in etwa die Linienführung der heutigen Großen Ringstraße eingenommen hätte, wie Kolundzsija darstellt. Man kann sich ausmalen, welche Folgen dies für die Stadtentwicklung von Budapest gehabt hätte, wenn jetzt eine Art „Canal Grande“ durch die inneren Stadtteile führen würde. Bei aller Faszination dieser Idee dürfte es letztlich wohl doch besser sein, dass es nicht so gekommen ist, denn ihr Schöpfer, der spätere Chefindgenieur des „Rates für öffentliche Arbeiten“ Ferenc Reitter, dachte dem Kanal auch eine industrielle Erschließungsfunktion zu. Ein Fabrikgürtel mitten in der expandierenden Stadt hätte vermutlich zu massiven Schwierigkeiten in der weiteren Stadtentwicklung geführt. Die spätere Führung der Großen Ringstraße annähernd auf dieser Trasse hatte durch die relativ tiefe Lage im Gelände den Vorteil, dass unter der Straßenoberfläche ein Hauptsammler der Stadtentwässerung geführt werden konnte. Die Beiträge von Sylvia Gierlinger und András Sipos zur Entwicklung der Systeme der Stadtentwässerung in beiden Städten zeigen, dass Wien durch die Nutzung der kleinen Bäche aus dem Wienerwald als Vorfluter einen gewissen topografischen Vorteil hatte.

Eine alte Erkenntnis der Stadtentwicklungspolitik lautet, dass sie einen langen Atem braucht – Entscheidungen, die bis weit ins 19. Jh. zurückreichen, bestimmen die heutige Stadtentwicklung von Wien und Budapest immer noch wesentlich mit. Zugleich wird an den Beiträgen des Bandes deutlich, dass natürliche Gewässer technisch nie ganz beherrschbar sind. Die räumliche Vorsorge gegen die Folgen von Hochwasser ist eine langfristige Aufgabe der Stadt- und Regionalplanung.

Berlin

János Brenner

ene vruntlike tohopesate. Beiträge zur Geschichte Pommerns, des Ostseeraums und der Hanse. Festschrift für Horst Wernicke zum 65. Geburtstag. Hrsg. von Sonja Birli, Nils Jörn, Christian Peplow, Christian Porada und Dirk Schleinert. (Schriftenreihe der David-Mevius-Gesellschaft, Bd. 12.) Verlag Dr. Kovač. Hamburg 2016. 724 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-8300-8799-1. (€ 98,80.)

Die wissenschaftliche Laufbahn des in 1951 in Greifswald geborenen Horst Wernicke ist eng mit der dortigen Alma Mater verbunden. In der Nachfolge von Johannes Schildhauer (1918-1995) und Walter Stark (1924-2009) spezialisierte er sich in der Geschichte der mittelalterlichen Hanse und auf dem Gebiet der pommerschen Regionalgeschichte. 1979 promovierte er mit der Arbeit *Die Städtehanse 1280-1418*¹, seine Habilitation erfolgte 1984 zum Verhältnis von Hanse, Reich und norddeutschen Territorialfürstentümern. Seit 1992 leitet Wernicke den Lehrstuhl für Mittelalterliche Geschichte und Hansegeschichte an der Universität Greifswald. Aus Anlass seines 65. Geburtstags wurde er nun von seinen Mitarbeitern, Kollegen und Schülern mit einer umfangreichen Festschrift geehrt.

Die Publikation enthält außer einer Tabula Gratulatoria, fünf einleitenden Laudationen sowie einem Schriftenverzeichnis des Jubilars insgesamt 46 Beiträge. Zu „einer freundschaftlichen Versammlung“ („ene vruntlike tohopesate“) fanden sich deutsche, dänische, lettische, litauische, polnische, russische und schwedische Autorinnen und Autoren zusammen, darunter Historiker, Kunsthistoriker, Archäologen, Museologen, Geschichtsdidaktiker und Geografen sowie Laienforscher. Ihre Herkunft sowie die von ihnen aufgegriffenen Themen zeigen den breiten Rahmen, in dem sich der Jubilar im Laufe seiner wissenschaftlichen Tätigkeit bewegt hat. Die Themen reichen von der mittelalterlichen Geschichte der Hanse und Pommerns über die Geschichte der frühen Neuzeit und des 19. Jh. bis in die Zeit der DDR und die Gegenwart, von einer Interpretation der Glasmalerei in der Wunderblutkirche des Hl. Nikolaus in Bad Wilsnack (Haik Thomas Porada) bis zur Rolle der

¹ HORST WERNICKE: *Die Städtehanse 1280-1418. Genesis – Strukturen – Funktionen*, Weimar 1983.

Hanse im schulischen Geschichtsunterricht (Detlef Kattinger), von der Geschichte kleiner Hansestädte am Beispiel Kiels (Thomas Hill) bis zur Geschichte der Greifswalder Polonistik (Ulrich Drechsler).

Diese bunte Mischung bietet reichhaltigen Lesestoff. In einer kurzen Rezension ist es nicht möglich, auf alle Texte gebührend einzugehen, daher muss ich mich auf einige wenige beschränken – nicht ohne mich bei dieser Gelegenheit in den Kreis der Gratulanten einzureihen. Der Wert der nicht ausdrücklich erwähnten Beiträge soll dabei in keiner Weise geschmälert werden, im Gegenteil, viele von ihnen würden eine eingehende Besprechung verdienen. Dies betrifft etwa die historiografischen Texte zur Herausbildung bestimmter Forschungsschwerpunkte an der Universität Greifswald zu Zeiten der DDR, die aus der Sicht der polnischen Geschichtsschreibung von besonderem Interesse sind, vgl. etwa die Beiträge von Manfred Menger („Von Hofmeister zu Schildhauer. Das Historische Institut der Universität Greifswald in einer Zeit des Umbruchs (1949-1962)“) und Tomasz Ślepowerski („Henryk Lesiński und Johannes Schildhauer. Zwei Kenner der pommerischen Landesgeschichte in der VR Polen und in der DDR“).

Für die Forschungsperspektive des Rezensenten sind insbesondere Aspekte der materiellen Kultur und des Alltagslebens in der Ostseeregion von Interesse. In der Festschrift finden sich zu dieser Thematik Beiträge an verschiedenen Stellen, den chronologischen Beginn bildet der Text von Elena A. Rybina zu archäologischen Funden in Novgorod. Die Autorin stellt die Ergebnisse der Ausgrabungen zwischen 1968/70 und 2015 nach einzelnen Gruppen vor, darunter Buntmetalle, Tuchplomben, Einlagen aus Bergkristall, Fassungen von Glasspiegeln, rheinisches Steinzeug sowie Schreib- und Spielzubehör. Sehr interessant ist der Text von Hartmut Bettin und Dietmar Volksdorf zur Badekultur im südwestlichen Ostseeraum. Eine gute Ergänzung dazu bildet der kürzlich auf Polnisch erschienene Artikel von Rafał Kubicki zur Badekultur im preußischen Ordensstaat.² Die Eingänge zu den Häusern und Kellern wohlhabender Bewohner wurden in den mittelalterlichen Hansestädten von den sog. „Wangensteinen“ geziert, Beispiele dafür finden sich z. B. in Danzig und Tallinn. Am Beispiel Stralsunds untersucht Gunnar Möller in seinem reich illustrierten Beitrag dieses Phänomen und stellt die Inbesitznahme öffentlicher Räume durch private Hausbesitzer in den Mittelpunkt („Decora alta domus. Mittelalterliche und frühneuzeitliche Wangensteine“). In Danzig führte der Schutz von „Kellerhälsen und Kellerluken“ (S. 355) zur Entstehung ausladender Beischläge, die bis zu zwei Meter Straße auf jeder Seite einnehmen konnten. Diese Vor- und Anbauten wurden erst in der zweiten Hälfte des 19. Jh. entfernt, als sie den Straßenverkehr zu behindern begannen. Zu Vergleichszwecken für die Forschung zu Wohnstandards in den alten Hansestädten ist der Beitrag von Felix Schönrock wichtig („Zwischen Kirche, Universität und Kommune. Das Wohn- und Amtshaus des Greifswalder Stadtphysicus“). Der Autor stützt sich sowohl auf archivalische Materialien als auch auf Fotografien, die den Zustand dieses exemplarischen Baudenkmals bis zur seiner Zerstörung 1989 dokumentieren.

Es ist nichts Ungewöhnliches, dass Festschriften die Form von im 17. und 18. Jh. sprichwörtlichen *silvae rerum* annehmen – Sammlungen von wichtigen und weniger wichtigen Informationen, die für sich genommen meist sehr reizvoll sind. Man darf etwas bedauern, dass die Hrsg. des vorliegenden Bandes offenbar keine andere Möglichkeit gefunden haben als das reichhaltige Material alphabetisch nach den Namen der Autorinnen und Autoren zu ordnen. Eine Anordnung nach sachlichen, chronologischen oder auch geografischen Gesichtspunkten hätte sich durchaus angeboten. So aber finden sich zwischen dem Beitrag über „Livländische Kaufleute in Moskau während des 17. Jahrhunderts“ (Norbert Angermann) und dem über „Badestuben und Bäder in den mittelalterlichen Hansestäd-

² RAFAŁ KUBICKI: Łazienki w państwie Zakonu Krzyżackiego w Prusach [Bäder im Preussischen Ordensstaat], in: *Kwartalnik Historii Kultury Materialnej* 63 (2015), 3, S. 411-431.

ten Norddeutschlands“ (Hartmut Bettin, Dietmar Volksdorf) eben „Überlegungen zur vielfältigen Bedeutung von Heimat in der jüngeren Geschichte“ im Umfeld von unterschiedlich motivierter Migration (Wolfgang Arndt). Diese Anordnung erschwert die Rezeption, schmälert aber keineswegs den informativen und wissenschaftlichen Gehalt dieses empfehlenswerten Bandes.

Gdańsk

Edmund Kizik

Tschechien und Bayern. Gegenüberstellungen und Vergleiche vom Mittelalter bis zur Gegenwart. Konferenzband des Collegium Carolinum, des Historický ústav AV ČR und des Hauses der Bayerischen Geschichte zur Bayerisch-Tschechischen Landesausstellung 2016/2017 in Prag und Nürnberg. Hrsg. von Milan Hlaváčka, Robert Luft und Ulrike Lunow. Collegium Carolinum. München 2016. XXXIII, 374 S., 40 Ill. ISBN 978-3-944396-59-0. (€ 34,80.)

Der hier zu besprechende Band entstand anlässlich der Bayerisch-Tschechischen Landesausstellung 2016/17 in Prag und Nürnberg. Dabei fällt auf, dass er keineswegs nur die tschechisch-bayerischen Gemeinsamkeiten hervorhebt. So schreiben Robert Luft und Milan Hlaváčka in der Einleitung von einer nach dem 14. Jh. eher abnehmenden Verflechtung der beiden Länder. Zudem wurde mit einer „transregionalen Verflechtungsgeschichte“ (S. XXIII) ein methodischer Zugang gewählt, der Gemeinsamkeiten und Unterschiede herausstellt und sich im Einklang mit der jüngeren Forschung zur Geschichte Ostmitteleuropas befindet.¹ Diese Methode, die Ansätze des historischen Vergleichs und der Transfergeschichte vereint, arbeitet anhand der 18 Beiträge des Bandes drei Verflechtungstypen heraus: Der erste Typus umfasst Prozesse, bei denen sich aus ähnlichen Ausgangslagen gegenläufige Entwicklungen ergaben. Ein zweiter Typus beinhaltet vergleichbare Muster, bei denen aber wechselseitige Interaktion kaum oder gar nicht stattfand. Ein dritter Typ erfasst schließlich eng miteinander verflochtene Prozesse, wobei ein zentraler Impuls von einem der beiden Länder ausging.

Zu jedem Verflechtungstypus sollen im Folgenden – mit den eng verflochtenen Fällen beginnend – zwei Beispiele herausgegriffen werden: Der Beitrag von Jiří Mikulec über Heiligenverehrung im 17. und 18. Jh. behandelt die nach der Schlacht am Weißen Berg von 1620 einsetzende Rekatholisierung Böhmens, die eine Wiederannäherung an die katholischen Nachbarländer bedeutete. Dabei kam es vor allem mit Bayern zu einer wechselseitigen Durchdringung im Bereich religiöser Praktiken. Tschechische Gläubige pilgerten zu den Marienstatuen in Altötting und in Neukirchen am Heiligen Blut. Umgekehrt erfuhr der böhmische Heilige Johannes von Nepomuk in Bayern eine sehr große Popularität. Volker Zimmermann widmet sich der Diskriminierung von Sinti und Roma vom späten 19. Jh. bis in die Zwischenkriegszeit. Ein 1926 vom bayerischen Landtag verabschiedetes „Gesetz zur Bekämpfung von Zigeunern, Landfahrern und Arbeitsscheuen“ (S. 207) diente als Vorbild für ein 1927 von der tschechoslowakischen Nationalversammlung verabschiedetes Gesetz. Der Autor zeigt auch auf, wie in beiden Ländern wirksame Mechanismen der Stereotypisierung und Kriminalisierung sowie eine schwierige wirtschaftlich-soziale Lage der radikalisierten Gesetzgebung vorausgingen.

Für vergleichbare Phänomene ohne relevante Interaktionen dient der Beitrag von Fabian Schulze zu Bayern und Böhmen im Dreißigjährigen Krieg als ein erstes anschauliches Beispiel. Dabei geht es um den Einfluss föderalistischer Ordnungsmodelle in der Mitte Europas. In Böhmen ergab sich mit der Confoederatio Bohemica von 1619 eine grundsätzliche, wenn auch kurzlebige Neuordnung der Staatsorganisation. Im Königreich Bayern hingegen diente die Assoziation der Reichskreise Bayern, Franken und Schwaben

¹ DIETMAR MÜLLER, ADAMANTIOS SKORDOS (Hrsg.): Leipziger Zugänge zur rechtlichen, politischen und kulturellen Verflechtungsgeschichte Ostmitteleuropas, Leipzig 2015.

im Jahre 1643 nur der Zusammenarbeit für die Dauer des Krieges. Der Beitrag von Anja Decker und Manuel Trummer vergleicht den gegenwärtigen Strukturwandel in ländlichen Regionen Tschechiens und Bayerns. Den Schrumpfungsprozessen wird auch wegen abweichenden normativen Vorstellungen vom „guten Leben“ auf unterschiedliche Art und Weise begegnet. So gilt im westböhmischen Fallbeispiel das seit der sozialistischen Zeit dominierende Doppelverdienermodell als Norm. In Ostbayern fand dagegen eher ein Arrangement mit der Rolle des Mannes als alleiniger Ernährer der Familie statt.

Als Beispiel für divergierende Entwicklungen soll zunächst der Beitrag von Hubertus Seibert über herzogliche Herrschaft im 10. bis 12. Jh. herausgestellt werden. Gemeinsam war den bayerischen und böhmischen Herzögen, dass ihre Autorität auf einem auf Lebenszeit übertragenen Amt basierte. Der bayerische Herzog verdankte seine Würde jedoch ausschließlich dem König, während in Böhmen der Herzog durch den Adel gewählt und vom König eingesetzt wurde. Daher emanzipierte sich der Adel in Bayern immer stärker vom Herzog, während er in Böhmen in die herzogliche Verwaltung eingebunden wurde. Stefan Zwickler nimmt eine Gegenüberstellung der Fußballvereine von Prag und München vor. Trotz ähnlicher struktureller Voraussetzungen der beiden Städte waren die Prager Vereine Sparta und Slavia in der Zwischenkriegszeit national und international klar erfolgreicher, was sich aber spätestens in den 1970er Jahren deutlich änderte. Entscheidend dabei waren vor allem die von einer Kommerzialisierung begleiteten sportlichen Erfolge des FC Bayern München.

Eine der Stärken des Bandes liegt in seinem sozialgeschichtlichen Schwerpunkt auf dem 19. und 20. Jh. Neben „Zigeunerpolitik“ und ländlichem Strukturwandel werden auch die Judengesetzgebung und die Armenfürsorge in Tschechien und Bayern verglichen. Dies ist eine sinnvolle Ergänzung zu den Beiträgen zum Mittelalter und zur frühen Neuzeit, die, auf Grund der Quellenlage wohl unvermeidlich, von einer Elitenperspektive geprägt sind. Etwas vage bleibt mancherorts jedoch der Einbezug übergeordneter äußerer Faktoren, deren Relevanz in der Einleitung noch betont wird. Hinsichtlich der Bezugnahme auf einen „europäischen Kontext“ hätte genauer ausgeführt werden sollen, wo Tschechien und Bayern im gesamteuropäischen Vergleich stehen. Insgesamt stellt der Band eine breite Gesamtschau vergleichender Forschungen zur tschechisch-bayerischen Geschichte dar. Der Ansatz einer „transregionalen Verflechtungsgeschichte“ könnte auch auf andere ostmittel-europäische Fallbeispiele übertragen werden.

München

Niklas Zimmermann

The Teutonic Order in Prussia and Livonia. The Political and Ecclesiastical Structures 13th-16th Century. Hrsg. von Roman Czaja und Andrzej Radziwiński. Böhrlau – Towarzystwo Naukowe w Toruniu. Köln u. a. – Toruń 2015. 422 S., Ill., Kt. ISBN 978-83-65127-11-2. (€ 55,-)

Das Renommee des Forschungsstandortes Toruń im Bereich der Geschichte des Deutschen Ordens, dokumentiert nicht zuletzt durch die Schriftenreihe *Ordines Militares* und das aus ihr hervorgegangene gleichnamige Jahrbuch, ist unbestritten. Dementsprechend ist die Intention, 2000-2013 an der Nikolaus-Kopernikus-Universität und der Wissenschaftlichen Gesellschaft zu Toruń in polnischer Sprache publizierte Forschungen (S. 10) zu überarbeiten und in einem englischen Sammelband zu veröffentlichen, um sie dadurch der internationalen Forschung zugänglich zu machen, uneingeschränkt zu begrüßen. Wenngleich der Klappentext eine eher eklektische Sammlung von Essays erwarten lässt, legen die beiden Hrsg. Roman Czaja und Andrzej Radziwiński eine schlüssige Gesamtdarstellung der säkularen und kirchlichen Strukturen in Preußen und Livland vor: Jedem der beiden Länder ist eine Sektion des Buches gewidmet, die jeweils identisch aufgebaut sind. Die einzelnen Beiträge – sechs zu Preußen, fünf zu Livland – schreiten konsequent von großräumigen zu kleinräumigen Betrachtungen fort. Die beiden Sektionen beginnen mit je einem Beitrag zur Landesherrschaft des Deutschen Ordens in Preußen und Livland und

widmen sich dabei auch der zentralen Frage, ob und wie der Orden in den beiden Territorien zum Träger mittelalterlicher Staatlichkeit wurde. Die folgenden Beiträge setzen sich in beiden Fällen mit der administrativen Gliederung der Ordensherrschaft, mit Burgen und Befestigungsanlagen, mit Städten im Gebiet des Ordens sowie mit den kirchlichen Strukturen in den jeweiligen Ländern auseinander. Von vielen anderen Sammelbänden, in denen sich die einzelnen Beiträge mehr am Forschungsinteresse der Autorinnen und Autoren als an einer gesamthaltlichen Konzeption orientieren, hebt sich das Buch durch seine klare und effektive Struktur sehr positiv ab.

Ebenso überzeugend ist die Sachkenntnis der Autoren, die sich nicht mit groben Konturen begnügen, sondern ihren jeweiligen Themen bis hin zu Detailfragen und lokalen Fallstudien nachgehen. Zahlreiche Illustrationen – vor allem Grundrisspläne und Rekonstruktionen der Bauwerke des Ordens sowie Fotos ihres aktuellen Zustandes – und exzellentes Kartenmaterial lassen den Band nicht nur optisch ansprechend erscheinen, sondern bieten sich auch für den universitären Unterricht an. Abgerundet wird der Band durch ausführliche Listen der Würdenträger des Ordens in Preußen und Livland sowie der Erzbischöfe, Bischöfe und bischöflichen Vogte der beiden Länder, die von Bernhart Jähniß, Klaus Militzer und Radzimiński zusammengestellt wurden.

Das Potenzial, zu einem Standardwerk oder zumindest zu einer wichtigen Referenz für die Verwaltungsgeschichte des Deutschen Ordens zu avancieren, kann man dem Sammelband nicht absprechen. Umso bedauerlicher ist die unverständliche Entscheidung der Hrsg., mit Ausnahme der kurzen Einleitung auf jegliche Literaturverweise in Fußnoten zu verzichten. Zwar verfügt jeder Beitrag am Schluss über eine kurze Bibliografie, aber auch dabei werden grundlegende Regeln der Wissenschaftlichkeit außer Acht gelassen – wenn nämlich die Forschungsergebnisse und Standpunkte von Wissenschaftlern im Text diskutiert werden, ohne dass die Werke der genannten Personen im Literaturverzeichnis aufscheinen (dies geschieht z. B. mit Manfred Hellmann auf S. 19, mit Dieter Wojtecki auf S. 49, mit Heinz Lingenberg und Józef Spors auf S. 85, um nur einige wenige Beispiele zu nennen). Selbst wörtliche Quellzitate (S. 111) werden den Leserinnen und Lesern präsentiert, ohne dass die Editionen, geschweige denn Seitenangaben, angeführt werden. Ausgewiesene Spezialisten der Ordensgeschichte werden sich dennoch zurechtfinden können und vermutlich erahnen, auf welche Publikationen Bezug genommen wird. Für ein breiteres Publikum ist der Sammelband aber kaum verwendbar, da das eigentlich selbstverständliche Kriterium der Nachprüfbarkeit wissenschaftlicher Aussagen nicht gegeben ist.

Somit drängt sich die Frage auf, welches Genre geschichtswissenschaftlichen Schrifttums die Hrsg. im Auge hatten. Bei einem Handbuch oder Lehrbuch wäre das Fehlen der Fußnoten kein Problem – sich auf eine abschließende Bibliografie zu beschränken, ist bei einführenden Büchern ja üblich. (Explizit genannte Forscher sollten sich aber auch in solch einem Fall im Literaturverzeichnis wiederfinden.) Aber der vorliegende Band ist eben keine schlichte Einführung, sondern besteht aus detaillierten Studien, die leider durch die Missachtung banaler Regeln geschichtswissenschaftlichen Arbeitens entwertet werden. Es hätte nur eines geringen Aufwandes bedurft, den Band mit adäquaten Literaturverweisen auszustatten und so der imponierenden Sachkenntnis der Vf. und der guten inhaltlichen Struktur gerecht werden zu lassen.

Wien

Stefan Donecker

Sebastian Kubon: Die Außenpolitik des Deutschen Ordens unter Hochmeister Konrad von Jungingen (1393-1407). (Nova Mediaevalia, Bd. 15.) V&R unipress. Göttingen 2016. 367 S. ISBN 978-3-8471-0537-4. (€ 50,-)

Seit einiger Zeit haben Studien zur Diplomatie und Außenpolitik, insbesondere unter kulturgeschichtlichen Vorzeichen, als Geschichte von Außenbeziehungen ganz unterschiedlicher Akteure Konjunktur. Entsprechende Untersuchungen haben unser Bild von den fraglichen Kontakten selbst sowie von den Formen und Instrumenten, die bei der

Durchsetzung von politischen Zielsetzungen zur Anwendung kamen, mittlerweile sehr verfeinert. In welchem Maße es sich jedoch lohnen kann, der eher klassischen, vermeintlich längst beantworteten Frage nach den tieferen Motiven (außen)politischer Aktionen und Entwicklungen nachzugehen, zeigt die hier zu rezensierende Hamburger Dissertation von Sebastian Kubon, in deren Rahmen die territoriale Expansion des Deutschen Ordens in Preußen zur Zeit des Hochmeisters Konrad von Jungingen betrachtet wird.

Ausgangspunkt für K.s Untersuchung ist die gängige Bewertung der Regierungszeit Konrads von Jungingen als Höhepunkt der Machtentfaltung des Ordens. Diese machtpolitische Stellung und Geltung wurde dabei in der Regel im Zusammenhang mit der Ausdehnung der Herrschaft des Ordens gesehen und daher als Folge einer planmäßigen Expansionspolitik Jungingens verstanden. In der allgemeinen Periodisierung der Ordensgeschichte und ihrer historiografischen Bewertung bilden dabei die direkt aufeinander folgenden Phasen der größten Machtentfaltung, angesetzt für die Zeit um 1400, und der Beginn des Niedergangs des Ordens nach seiner schweren Niederlage gegen Polen-Litauen bei Tannenberg (1410) einen Bruch bzw. Gegensatz, der K. die Annahme, dass sich der Orden unter Konrad von Jungingen tatsächlich auf dem Höhepunkt seiner Macht befunden habe, in Frage stellen und ihn die gängigen Forschungsmeinungen über die Expansionspolitik des Ordens systematisch überprüfen lässt. Sein Interesse gilt dabei vor allem den Motiven, außenpolitischen Zielen und Konzeptionen, die Konrad von Jungingen geleitet haben. Daneben nimmt der Vf. die Art und Weise, wie der Hochmeister seine von der Forschung allgemein als zielgerichtet beschriebene Politik betrieb, in den Blick.

Um die Annahme einer unter Jungingen bewusst verfolgten Expansionspolitik exemplarisch zu überprüfen, unterzieht er den Erwerb Samaitens, der Neumark nebst einiger kleinerer Territorien auf dem Wege der Erpfändung sowie die Einnahme Gotlands – d. h. die einzelnen Erwerbungen von Gebieten, die in der Regel als Belege für eine planmäßige Expansionspolitik angesehen werden – einer systematischen Untersuchung. K. geht dabei jeweils sehr kleinteilig vor, indem er nicht nur die den Erwerb verbrieften Vertragstexte analysiert, sondern auch jede Phase des jeweiligen Erwerbsprozesses nebst der in den Quellen greifbaren Motive betrachtet und ihn dabei detailliert unter besonderer Berücksichtigung der archivalisch überlieferten Korrespondenz aller direkt beteiligten Akteure sowie auf Basis der relevanten, ediert vorliegenden Verträge rekonstruiert.

Den größten Raum in K.s Arbeit nimmt die Diskussion des Erwerbs Samaitens ein, der in der Forschung oftmals mit dem Streben nach einer Landbrücke zwischen den Ländern des Ordens in Preußen und Livland erklärt worden ist. Die Analyse der Quellen, insbesondere der Korrespondenz, zeigt jedoch, dass es sich hier um einen Gedanken handelt, der von modernen Historikern als vermeintlich geostrategisch selbsterklärendes Motiv auf das Handeln Jungingens projiziert wurde. Für diesen spielte Samaiten jedoch zunächst keine besondere Rolle, vielmehr erhielt er es auf Initiative des litauischen Großfürsten als Schenkung. Vytautas erwartete als Gegenleistung Neutralität, die ihm den Rücken für seine Politik im Osten seines Reiches freihalten sollte. Für den Hochmeister war dem Vf. zufolge vor allem die Ausbreitung des Christentums bzw. die Bekämpfung der Apostasie ein zentrales Anliegen, wie sich an der diplomatischen Offensive nach dem Abfall Samaitens zeigte. In den Forderungen nach Rückgabe des Gebietes möchte K. kein Argument für eine expansionistische Politik sehen, da es sich ursprünglich um eine Schenkung gehandelt habe. Dem Hochmeister sei es um die Einhaltung bereits verbrieftter Rechte gegangen, als deren sekundäre Folge dann die Ausdehnung seines Herrschaftsgebietes anzusehen sei. In der Rolle der aktiv handelnden Person erscheine daher eher Vytautas, auf dessen Aktionen der Hochmeister stets nur reagiert habe.

Ein vergleichbares Handlungsmuster, das den Hochmeister eher als Getriebenen und in einer gegebenen historischen Situation als reagierende und nicht als gestaltende Persönlichkeit ausweist, arbeitet K. auch für den Erwerb der Neumark sowie einiger Territorien an der Grenze des Ordenslandes heraus. So weist der Vf. nach, dass es auch im Falle der Neumark keineswegs um eine zielgerichtete Schaffung einer Landbrücke, hier: zum Gebiet

des Reiches, ging. Der Hochmeister setzte hier ebenfalls keinen eigenen politischen Plan um, sondern regierte auf Handlungen Dritter, wie eine genaue Analyse der diplomatischen Prozesse auf Basis der erhaltenden flankierenden Korrespondenz zeigt: Es war Sigismund von Luxemburg, der Geld benötigte und den bekanntlich zahlungskräftigen Orden als Pfandnehmer wünschte. Eine im Raum stehende mögliche Veräußerung des fraglichen Gebietes an den König von Polen brachte den Orden in Zugzwang und führte schließlich zur Übernahme des vorher keineswegs erstrebten Pfandes. Auch beim Erwerb des Landes Driesen finden sich dem Autor zufolge in der überlieferten Korrespondenz keine Hinweise auf eine planvolle Expansion, sondern nur Aktionen, die unklare Ansprüche abwehren sollten.

Die Einnahme Gotlands betreffend erscheint der Orden in der Analyse des Vf. gleichfalls nicht als die treibende Kraft, als die er üblicherweise in der Forschung gesehen worden ist. Dem Orden selbst ging es nur um einen Ersatz für die Kosten, die im Zusammenhang mit der Bekämpfung von Seeräubern entstanden waren, nicht um die Einnahme eines Vorpostens oder eine dauerhafte Inbesitznahme, wie K. nachweisen kann. Die Revision der historischen Bewertungen gelingt ihm erneut durch eine genaue Analyse der erhaltenen Korrespondenz der übrigen politischen Akteure Margarete von Dänemark und des Herzogs von Mecklenburg, auf deren Schachzüge der Hochmeister jeweils nur reagierte.

In der Zusammenschau kommt K. zu dem Ergebnis, dass gerade die Zeit der größten Herrschaftsausdehnung nicht als Ergebnis planvoller Politik oder gar als Ausweis großer Macht anzusehen ist, im Gegenteil: Dem Hochmeister scheint an manchem Erwerb keineswegs gelegen gewesen zu sein, wenn dieser die Ordensherrschaft zwar objektiv vergrößerte, aber möglicherweise auch überdehnte und damit schließlich schwächte. Er konnte sich den Vorstellungen und Wünschen mächtiger politischer Akteure nicht entziehen, wie gerade aus der Korrespondenz deutlich wird, die im Kontext der Erwerbungen entstanden ist und die bislang zu wenig in der Forschung berücksichtigt wurde. Diese hat sich wesentlich auf die ediert vorliegenden Verträge, in denen der jeweilige Erwerb juristisch fixiert wurden, gestützt und dem Hochmeister bei der Interpretation dieses begrenzten Materialkorpus Motive zugeschrieben, die sich in anderen relevanten Quellen, der Korrespondenz, nicht nachweisen lassen. Dies klar herausgearbeitet zu haben, ist ein großes Verdienst des Vf., der seine gut lesbare Arbeit durch die Beigabe eines Registers inhaltlich zusätzlich erschlossen hat.

Mainz – Emden

Maike Sach

Regesta Imperii, XI: Regesten Kaiser Sigismunds (1410-1437). Bd. 2: Die Urkunden und Briefe aus den Archiven und Bibliotheken West-, Nord- und Ostböhmens. Hrsg. von Karel Hruza. Neubearbeitet nach Wilhelm Altmann von Petr Elbel, Stanislav Bárta, Přemysl Bar und Lukáš Reitingер. Böhlau. Wien u. a. 2015. 323 S. ISBN 978-3-205-20204-2. (€ 45,-); Bd. 3: Die Urkunden und Briefe aus den Archiven und Bibliotheken Südböhmens. Hrsg. von Karel Hruza. Neubearbeitet nach Wilhelm Altmann von Petr Elbel, Přemysl Bar, Stanislav Bárta, Lukáš Reitingер. Böhlau. Wien u. a. 2016. 448 S. ISBN 978-3-205-20402-2. (€ 60,-)

Der Aussage von Hrsg. Karel Hruza im Geleitwort, dass das im Jahr 1900 von Wilhelm Altmann im Rahmen der *Regesta Imperii* abgeschlossene Regestenwerk *Urkunden Kaiser Sigismunds (1410-1437)* modernen wissenschaftlichen Ansprüchen nicht mehr genüge (Bd. 3, S. 7), ist vorbehaltlos zuzustimmen. Die hier zu besprechenden Bände 2 und 3 der Neubearbeitung sind daher nur zu begrüßen. Bd. 2 enthält 180 Vollregesten zu den Urkunden und Briefen Sigismunds (inkl. Fälschungen) aus den Archiven und Bibliotheken West-, Nord- und Ostböhmens, während Bd. 3 die relevanten Archivalien Südböhmens in über 250 Regesten präsentiert.

Beide Bände enthalten jeweils eine kürzere Einleitung, die zunächst über die Aufnahmekriterien bei der Quellenauswahl informiert und die entsprechenden Herkunftsorte be-

nennt. In einem zweiten Abschnitt werden die Überlieferungsformen der aufgenommenen Archivalien auch tabellarisch dargeboten sowie einige eher summarische Bemerkungen zu ihrer diplomatischen Beschreibung gegeben. Angesichts des disparaten Materials verbietet sich hier naturgemäß eine detaillierte Auswertung. Nur die verwendeten Siegeltypen erfahren eine etwas größere Aufmerksamkeit. Danach werden die Regestenkonventionen im Detail dargelegt. Einige Überlegungen zur Bedeutung des Bestandes runden den inhaltlichen Teil der Einleitung ab. Es folgt dankenswerterweise ein Urkundenverzeichnis mit Kurzregesten. Dieses erlaubt einen schnellen Überblick, hat dabei aber auch die Funktion einer Konkordanz, über die schnell ermittelt werden kann, welche Urkunden bei Altmann schon berücksichtigt worden sind.

Der Hauptteil eines jeden Bandes besteht natürlich aus den Vollregesten in chronologischer Folge. Verdächtige Urkunden und Fälschungen sind jedoch außerhalb der zeitlichen Reihung an den Schluss gesetzt. Die Vollregesten enthalten alle wesentlichen Informationen der Quellen. Zusätzlich werden die Arengen im Volltext angegeben. Die Hrsg. haben sich dazu entschieden, die Narratio vor das dispositive Verb zu setzen, um so die kontextuellen Information vor die Dispositio zu stellen. Nach dem Regest werden alle Kanzleivermerke im Volltext gegeben. Dann folgen die Informationen zur Überlieferung und zur diplomatischen Beschreibung. Vorliegende Editionen und Regesten der Urkunden werden vollständig angegeben, erläuternde Literatur in Auswahl. Bei Bedarf erfolgt ein unterschiedlich ausführlicher diplomatischer und/oder historischer Kommentar zur Erläuterung bei Unklarheiten. Nach dem Regestenteil schließt sich in beiden Bänden ein umfangreiches Quellen- und Literaturverzeichnis sowie ein Register an.

Für die Forschung sind die erschlossenen Quellen aus verschiedenen Gründen von besonderem Wert: So besteht Bd. 2 zu mehr als einem Drittel aus Neufunden, d. h. aus Urkunden, die bei Altmann noch fehlten und der Forschung bislang nur teilweise bekannt waren. Auch die Erschließung der Urkunden aus dem Archiv der Familie Schlick mit den bekannten Fälschungen dürfte für unterschiedlichste Fragestellungen von Interesse sein. Inhaltlich geben die Urkunden vor allem Auskunft über Sigismunds Herrschaft in den west- und nordwestböhmisches Grenzgebieten, die ihm in der hussitischen Revolution treu geblieben waren. Bd. 3 bietet hingegen einen inhaltlichen Kontrast mit Urkunden aus einer Schlüsselregion des Hussitismus. Zwar sind für diesen Band weniger gänzlich unbekannt Neufunde zu verzeichnen, jedoch sind größere Teile der aufgenommenen Quellen, die in alt-tschechischer Sprache verfasst wurden, nun zum ersten Mal für die deutschsprachige Forschung bequem zugänglich.

Beiden Bänden gemein ist die mustergültige Ausführung der Vollregesten. Diese lassen inhaltlich und formal keine Wünsche offen. Hervorzuheben ist nicht zuletzt die kluge und oft sehr ausführliche Kommentierung insbesondere bei der Diskussion von Fälschungen, aber auch bei der Ermittlung und Regestierung der Deperdita. Kritik- bzw. diskussionswürdig sind hingegen nur ein paar Einzelaspekte: So ist die Angabe der Datierung der Quellen gewöhnungsbedürftig. Leider wird nur die Tagesangabe im Wortlaut zitiert, nicht jedoch die Jahresangabe. Angesichts der sonst so skrupulösen Darstellung des Wortlauts der Quellen wäre an dieser Stelle eine buchstabengetreue Wiedergabe auch der Regierungsjahre wünschenswert. Es wäre ebenfalls zu bedenken, ob bei der diplomatischen Beschreibung nicht auch die physischen Maße der Archivalien angegeben werden könnten. Daneben ist in Ausnahmefällen ein etwas unschöner Satz im Druck zu kritisieren, wenn einzelne Anmerkungen auf der folgenden Seite separiert stehen (vgl. z. B. Bd. 2, S. 66 f., 137 f.). Bei der Einrichtung der Apparate wäre darüber hinaus zu überlegen, ob nicht die Unterscheidung in textkritische und inhaltliche Anmerkungen mehr Übersichtlichkeit schaffen würde. Diese kleineren Monita dürfen aber nicht den Blick dafür verstellen, dass beide Bände als insgesamt höchst gelungen zu bewerten sind. Die vier Bearbeiter haben ein Musterbeispiel für eine moderne Erschließung von Quellen in Vollregestenform vorgelegt. Man darf sich daher auf die für die Zukunft angekündigten Bände freuen, die die

Regesten zu den Urkunden und Briefen aus den Archiven und Bibliotheken Prags und Mittelböhmens sowie der Ober- und Niederlausitz enthalten sollen.

Hamburg

Sebastian Kubon

Aleksandra Sulikowska: The Icon Debate. Religious Images in Russia in the 15th and 16th Centuries. (Eastern European Culture, Politics and Societies, Bd. 11.) Peter Lang Edition. Frankfurt am Main 2016. 429 S., 30 Ill. ISBN 978-3-631-66969-3. (€ 69,95.)

Die in der Tretjakow-Galerie in Moskau aufbewahrte und dem Malermönch Andrej Rublev zugeschriebene Dreifaltigkeitsikone ist eines der berühmtesten Werke der russischen Malerei. Das Bildwerk mit den drei angelomorphen, um einen Tisch mit einem darauf platzierten Kelch sitzenden Gestalten vor einer gleichsam reduzierten Landschaft nimmt vor allem in der (kunst)historischen Forschung einen besonderen Stellenwert ein. Denn schon allein aufgrund mehrfacher Übermalungen und Restaurierungen vermittelt die wohl um 1422-1427 entstandene Ikone heute kaum noch den ursprünglich intendierten Eindruck. So stellt es eine immense Herausforderung dar, sie als Ausgangspunkt für die Untersuchung der russischen Ikonen des 15. und 16. Jh. zu nehmen.

Aleksandra Sulikowska, die sich bereits mit der Erforschung von Ikonen in Polen, Russland und Ruthenien profiliert hat, intendiert daher weniger eine streng kunsthistorische als vielmehr eine interdisziplinär angelegte Darstellung der sich wandelnden Wahrnehmung und Bedeutung der russischen Ikonenmalerei in einer durch theologische Debatten geprägten Zeit. Dies gelingt ihr durch bemerkenswert detaillierte Untersuchungen, eine sorgsam reflektierte Methodik und ein überaus feingefühliges Bewusstsein von den komplexen, teilweise recht widersprüchlichen historischen Kontexten. In der in acht Kapitel gegliederten Analyse geht sie zunächst stark deduktiv vor: Nach der Erläuterung der gesellschaftlichen wie auch kirchenpolitischen Situation nach Auflösung des Byzantinischen Reiches 1453 und der Bemühung Moskaus um eine eigene, unabhängige Kirchenstruktur (Kap. 1) veranschaulicht sie in den nachfolgenden zwei Abschnitten die Entstehung der russischen Theologie und ihren Bezug zu Ikonen. Die notwendige Erläuterung jener Hintergründe konkretisiert sie dann in der Analyse der Dreifaltigkeitsikone Rublevs und zeigt auf, dass jenes Werk kaum mit den häretischen Bewegungen in Russland im Zusammenhang stand, sondern vielmehr im Kontext des trinitarischen Charakters des Pfingstfestes gesehen werden sollte.

Die herausragende Bedeutung des Bildes entfaltet sich jedoch vor allem in seiner Rezeptions- und Wirkungsgeschichte. In der über einhundert Jahre später abgehaltenen Hundertkapitelsynode 1551 in Moskau wurde hinsichtlich der Ikonenmalerei eine Orientierung an „alten Vorbildern“ vorgeschrieben und das Bildwerk Rublevs explizit genannt. Somit fungiert es in der vorliegenden Arbeit als eine Art Scharnier, einerseits in der methodischen Rechtfertigung, die Analyse auf das 16. Jh. auszudehnen, und andererseits in einer inhaltlichen Hinführung zu den späteren Bewertungskategorien von Ikonen. Dies erfolgt stets mit Blick auf die historischen Schriftquellen seit dem 10. Jh., und zwar hinsichtlich der ästhetischen Kategorie „Schönheit“ (Kap. 5), der den Kultbildern zugeschriebenen Wundertätigkeit (Kap. 6) und im Kontext der „religiösen Praxis“ (Kap. 7). Schönheit erhielt durch die Verbindung mit dem Guten eine ethische Konnotation, wobei im Gegensatz zu den byzantinischen Ikonen auch die Wertigkeit der Materialien eine Rolle spielte. Die Wundertätigkeit, die sich im Weinen, Bluten, Bewegen und Heilen sowie in Begleitung von Licht und Stimmen äußerte, wurde als ein wesentliches Charakteristikum der Ikonen und nicht nur als ein literarischer Topos erachtet. Die Untersuchung der Frömmigkeit hingegen betraf den liturgischen Kontext, aber darüber hinaus auch den Stellenwert der Ikonen im sozialen Leben und ihrer identitätsstiftenden Funktion. Die Publikation schließt mit einer Art Ausblick auf die ikonografisch-ikonologische Entwicklung von der alt- hin zu einer neutestamentlich geprägten Bildformel von Trinitätsikonen (Kap. 8).

Die jederzeit gut nachvollziehbaren Analysen und vor allem die Bewertungskategorien sind nicht nur zentral für das Verständnis der Ikonen in Russland, sondern auch für die forschungsgeschichtlich teilweise unterrepräsentierten Werke im Königreich Polen, Großfürstentum Litauen oder in Ruthenien – trotz des divergierenden Verständnisses der Zugehörigkeit zur Orthodoxie nach 1453. Die immer wieder hervortretende polnische Perspektive des Buches, die sich u. a. in der intensiv genutzten polnischen Sekundärliteratur äußert, lässt sich darauf zurückführen, dass die Publikation eine wortgetreue Übersetzung einer bereits 2007 erschienenen Dissertation¹ bildet. Trotz der neun Jahr später erfolgten Veröffentlichung in englischer Sprache tut dies der Arbeit keinen Abbruch. Ganz im Gegenteil ist zu hoffen, dass sie nun die ihr gebührende Rezeption erfährt.

München

Joanna Olchawa

¹ ALEKSANDRA SULIKOWSKA: *Spory o ikony na Rusi w XV i XVI w.* [Die Auseinandersetzungen um Ikonen in Russland im 15. und 16. Jh.], Warszawa 2007.

Lech Mróz: Roma-Gypsy Presence in the Polish-Lithuanian Commonwealth. 15th-18th Centuries. Central European University Press. Budapest – New York 2015. VIII, 321 S. ISBN 978-615-5053-51-1. (€ 52,-.)

This book by the prominent Polish scholar Lech Mróz is an abridged translation of a work that was published in Poland in 2001.¹ It is the result of a painstaking and time-consuming search for and analysis of archival records in Poland, Lithuania, Belarus and Ukraine that shed light on the status of Roma in pre-partition Poland. While some readers may have reservations about some of the conclusions drawn, the discovery of dozens of previously unknown documents—many of them reproduced in the text—makes this work a milestone of Romani historiography.

The book consists of eight chronologically arranged chapters. The first three provide a very interesting overview of the arrival of several waves of Roma in the early 15th and 16th c. and their adaptation to local conditions. The most remarkable aspect of this early history as presented and elaborated by M. is the largely unproblematic ‘integration’ (to use a term much in vogue these days) of the newcomers and their co-existence with members of the majority society. Contrary to the stereotypical accounts of impoverished and criminally-inclined itinerants conveyed by mainstream historiography, the Gypsies that emerge from the documents examined by M. seemed unremarkable and fully enfranchised residents of cities, towns and villages where they worked as artisans, traders and farmers. Some amassed such wealth and influence that they became magistrates, councillors, and even advisers to the king. Several belonged to the ranks of the lower nobility. Unfortunately, the documentary evidence does not disclose more than fragmentary information about these exceptional individuals, making it impossible to trace their ascent and, even more importantly, the fate of their descendants. But even the limited material at hand prompts M. to suggest that late medieval Poland constituted an exceptionally tolerant society by wider European standards.

Possibly in consequence of Poland’s reputation as a safe haven, it became a favourite destination for Gypsy refugees from Western European countries where prejudice and repression had become the norm, such as Germany. M. documents the appearance of the first Polish signs of anti-Tsyganism (‘anti-Gypsy’ feeling) in the second half of the 16th c. and, he seems to suggest, these were not triggered by fears and conditions within Poland but were, rather, an import from the West. Yet the arrival of impoverished Gypsy fugitives seems to have triggered a minor moral panic that led to the issuance of first government

¹ LECH MRÓZ: *Dzieje Cyganów-Romów w Rzeczypospolitej XV-XVIII w.*, Warszawa 2001.

statues banning Roma from living in Poland. These edicts were repeatedly re-issued throughout the 17th and 18th c., but their effectiveness seems to have been limited, and Roma continued to reside in the commonwealth.

By late 17th c., Poland-Lithuania harboured several categories of Roma, some settled, others itinerant, including a large contingent of recently arrived Vlach Gypsies. In order to manage the growing numbers, keep peace within their ranks, and minimize conflict with the majority population, in 1656 the king instituted the office of an overlord—referred to popularly as a ‘Gypsy king’—that survived until the partition of the state. Nevertheless, the author identifies the early 18th c. as a watershed in inter-ethnic relations. It was marked by a sharp rise in the number of complaints about Gypsies as a source of criminal behaviour, and this led to their increasing marginalization and isolation from mainstream society. M. attributes this widespread ire to stereotypes that were used by nascent nationalists to nourish xenophobic suspicion of and opposition to ‘others’—a sharp departure from traditional tolerance made easier by the loss of independence and partition of Poland-Lithuania. M. sees the ensuing marginalization of Roma as the impetus for their ‘exit’ from society at large and the creation of their own institutions, such as judicial tribunals, in response to their loss of confidence in the impartiality and benevolence of those controlled by the state.

Although this book is a very valuable addition to the literature about the history of Roma in Poland and Central Europe, it is unfortunate that the author does not pursue some of his observations beyond the narrow confines of Polish Romani studies. Reading M.’s arguments about the alleged Polish ‘exceptionalism’ regarding the tolerant treatment of Roma during the late Middle Ages, I was reminded of similar views expressed earlier about Polish Jews. Several authors² have tried to make a case for the exceptionally favourable conditions encountered by Jews in Poland up to the 18th c. In both instances, the local nobility is credited with defending the ‘others’, partly perhaps out of self-interest (both Roma and Jews were frequently employed on the estates of the *szlachta*), but partly also out of the nobility’s inherent distaste for petty parochialism and the base xenophobia stemming from it. Was it, then, ‘nationalism’ as such that undermined the status of Roma (and Jews) as autochthons, as M. seems to suggest, or its bourgeois variant as it replaced the cosmopolitanism of the gentry in the course of the 19th c.?

Returning to the core of M.’s argument about the exceptional degree to which Roma were integrated into pre-modern Polish society, there are reasons to examine it more comprehensively from a comparative perspective. Perhaps the most surprising indicator of the robust presence of Roma in respectable circles of Polish society was their alleged representation in the ranks of the (lower) nobility. But this was not at all a distinction unique to Poland. There were nobles carrying the designation ‘Gypsy’ in Hungary, including present-day Slovakia, as well as Bohemia and Moravia. Although this phenomenon remains largely unexplored, the few sources that mention it for Bohemia and Moravia—where the appellation ‘Gypsy’ found its way into the titles of not only lower but also higher nobility—reject the view that such designations imply Romani ethnicity. Instead, it is seen as an exotic term that certain nobles appropriated or received as nicknames at a time when Gypsies were seen as a mysterious and brave people who could enhance the image—and at times the crest—of a local noble family. Alas, the evidence supplied by M. does not suffice to prove that the Polish practice deviated from this standard and that the country boasted nobility of Gypsy ethnicity.

Even the appropriation of the Gypsy ethnonym by local gentry would provide support for M.’s central thesis that 15th century Roma were held in much higher esteem than their descendants later on. Was this something unique to Poland, as M. suggests? One of the few Czech authors who mention the phenomenon of ‘Gypsy’ nobility in Bohemia and Mo-

² See, for example, EVA HOFFMAN: *Shtetl: The Life and Death of a Small Town and the World of Polish Jews*, New York 1997.

ravia argued more than a century ago that it was there that Roma persecuted in 15th c. Western Europe found an oasis of tolerance of safety.³ This is said to have changed only by the mid-16th c., when anti-Gypsy edicts and measures started appearing here as well. Was the Polish case so exceptional?

This brief reference to historical evidence that undermines some of M.'s central claims demonstrates the need to tackle them in a more comparative manner. One work of particular significance in this respect is Jiří Hanzal's overview of the history of Roma in Moravia, with particular emphasis on their relationship with local nobility—a topic close to M.'s heart.⁴ As it covers exactly the same period as M's work, the 15th to 18th c., his failure to even mention it is hard to understand. All these critical remarks must not overshadow M.'s very significant contribution to our ability to piece together the complex puzzle of Romani presence in late medieval and early modern Central Europe.

Kamloops, B.C.

David Z. Scheffel

³ FRANTIŠEK VYMAZAL: Cikáni v Čechách [Gypsies in Bohemia], in: Časopis Matice Moravské 11 (1879), pp. 105-124.

⁴ JIŘÍ HANZAL: Cikáni na Moravě v 15. až 18. století [Gypsies in Moravia from the 15th to 18th Centuries], Praha 2004.

Gerald Volkmer: Siebenbürgen zwischen Habsburgermonarchie und Osmanischem Reich. Völkerrechtliche Stellung und Völkerrechtspraxis eines ostmitteleuropäischen Fürstentums 1541-1699. (Schriften des Bundesinstituts für Kultur und Geschichte der Deutschen im östlichen Europa, Bd. 56.) De Gruyter Oldenbourg. München 2015. 648 S., Kt. ISBN 978-3-11-034399-1. (€ 69,95.)

In seinem sehr umfangreichen Werk nähert sich Gerald Volkmer der völkerrechtlichen Stellung des Fürstentums Siebenbürgen an der Wasserscheide zwischen islamischen Völkerrechtsvorstellungen (*siyar*) und dem *ius gentium* Europas. Die Monografie lässt sich in drei Teile gliedern: eine Beschreibung der verfassungsrechtlichen Ordnung Siebenbürgens und ihrer Entstehung (ca. 10 Seiten), eine Diplomatie-/Ereignisgeschichte Siebenbürgens 1541-1699 mit einem Fokus auf die völkerrechtliche Beziehung zu Habsburg (ca. 440 Seiten) und eine Betrachtung der völkerrechtlichen Stellung Siebenbürgens aus osmanischer Perspektive (ca. 90 Seiten).

V. stützt sich dabei mehrheitlich auf eine ältere, deutsch- und rumänischsprachige Forschungsliteratur sowie jüngere deutsche, ungarische und rumänische Forschungen, wobei er die ungarischen Arbeiten in deutscher oder englischer Sprache rezipiert hat. Obwohl immer wieder verstreut die Problematiken nationalgeschichtlicher Interpretationen thematisiert werden, bleibt eine systematische Analyse der historiografiegeschichtlichen Implikationen des Themas aus. Sein Quellenmaterial ist durch den Rückgriff auf die umfangreichen Editionswerke des langen 19. Jh. geprägt (z. B. die Editionen der Eudoxiu-Hurmuzaqi-Sammlung, oder die von Andrei Veress herausgegebenen Dokumentensammlungen).

Die Stärke des Buches liegt in Transfer und Synthese. Es eröffnet dem deutschsprachigen Leser einen breiten Einblick in die rezente und ältere rumänischsprachige Historiografie. Zudem bedient vor allem der mittlere und umfangreichste Teil das Bedürfnis nach einer modernen Ansprüchen genügenden, zeitlich umfassenden ereignisgeschichtlichen Überblicksdarstellung der Geschichte des Fürstentums Siebenbürgen. Besonders hervorzuheben ist hierbei seine Darstellung des sog. „Langen Türkenkrieges“ (1593-1606), der in der Forschung bisher höchstens partielle Beachtung gefunden hat. Diese Syntheseleistung wird zukünftige Forschung in und um Siebenbürgens Geschichte erleichtern.

Wie der Titel schon andeutet, liegt der Fokus der Arbeit auf der Rekonstruktion der völkerrechtlichen Stellung Siebenbürgens aus der Völkerrechtspraxis heraus, was dem Umstand fehlender völkerrechtlicher Diskurse zu und aus Siebenbürgen geschuldet ist. V. hat sich konzeptionell gegen den Weg über eine kritische Edition der Vertragstexte als

Ausgangspunkt der Diskussion entschieden, wie es Dariusz Kołodziejczyk für die polnisch-osmanischen und die polnisch-krimtatarischen diplomatischen Beziehungen getan hat.¹ Die von V. gewählte Herangehensweise hat dabei den Vorteil, dass auch nicht ratifizierte und nur indirekt überlieferte Verträge die nötige Aufmerksamkeit erlangen. Allerdings birgt ein starker Fokus auf die Völkerrechtspraxis auch die Gefahr, sich zu sehr in ereignisgeschichtlichen Details zu verstricken. Eine Befreiung von der allzu starren chronologischen Narration und eine systematische, problemorientierte Heranführung zu Beginn des Buches oder kapitelweise hätte den Zugang zu der Arbeit erleichtert. Bereichernd wäre eine systematische Erweiterung um die performativ-rituelle Perspektive auf die diplomatischen Verhandlungen gewesen, die dem Wort „Praxis“ in „Völkerrechtspraxis“ eine gerade für die Vormoderne essenzielle Nuance hinzugefügt hätte.

V. betont den stets offenen, fluiden und kontinuierlich in Frage gestellten Rechtsstatus Siebenbürgens, der den dortigen Woiwoden und Fürsten abhängig von den internationalen Konjunkturen mitunter erhebliche Spielräume eröffnete. So konnten sie das Fürstentum sukzessive, aber nicht unangefochten als völkerrechtlich vom Königreich Ungarn unabhängig etablieren, gleichzeitig jedoch alte Hegemonialrechte der Stefanskronen gegenüber der Walachei und der Moldau beanspruchen. Obwohl im Titel nicht genannt, trug auch Polen-Litauen, worauf V. ausführlich eingeht, wesentlich zu dieser Entwicklung bei. So sind es Stefan Báthorys Wahl zum König von Polen 1576 und das gemeinsame polnisch-osmanische Zweckbündnis gegen die Habsburger gewesen, die den ersten Schritt in Richtung der längerfristigen Zementierung einer völkerrechtlichen Unabhängigkeit Siebenbürgens von Habsburg-Ungarn erlaubten. Die starke Autonomie, ja die expansiven Bestrebungen des Fürstentums Mitte des 17. Jh. wiederum sind ohne den Dreißigjährigen Krieg, den Kreta-Krieg der Osmanen gegen Venedig und den schwedischen *potop* in Polen-Litauen nicht denkbar. Hinsichtlich der völkerrechtlichen Stellung zwischen Osmanen und Habsburgern kommt V. zu dem Schluss: „Ihrem einzigen christlichen Vasallenfürstentum, das sich im lateinisch geprägten Teil Europas verortete, erlaubte die Hohe Pforte ausdrücklich die Teilnahme an der christlich-abendländischen Völkerrechtsordnung, solange dies das Fürstentum nicht in einen Gegensatz zur osmanischen Außenpolitik und islamischen Völkerrechtspraxis brachte. Deshalb steht auch die völkerrechtliche Praxis des Fürstentums Siebenbürgen, das gleichzeitig zwei verschiedenen völkerrechtlichen System angehörte, für die Erkenntnis, dass sich die beiden Völkerrechtsordnungen nicht vollständig gegenseitig ausschlossen, sondern mehr oder weniger kleine Schnittmengen zuließen“ (S. 583).

Die Art und Weise dieser Formulierung lässt den Rückschluss zu, dass V. von einer allzu dogmatischen Auslegung des *siyar* ausgeht, die den Osmanen wenig Spielraum für pragmatische Handlungslogiken gewährt habe. Vielmehr ist eine bewusste Ambiguitätspflege bzw. -toleranz, wie sie beispielsweise von Thomas Bauer in einem islamwissenschaftlichen Kontext herausgearbeitet wurde², aber auch von der Ritualforschung der Mediävistik und Frühneuzeitforschung ähnlich diskutiert wurde, auch für die Völkerrechtspraxis in Betracht zu ziehen. Ein aktives Wegsehen bzw. Übersehen im Falle von doppelter Suzeränität oder abweichender Praktiken ist durchaus eine zu prüfende Option, wenn sich dadurch ressourcensparend die Kontrolle über ein Gebiet oder anderweitige Interessen sicherstellen ließen. Nicht zuletzt wird diese Problemstellung aus völkerrechtswissenschaftlicher Perspektive unter dem Begriff „konstruktive Ambiguität“ diskutiert. Das Konzept

¹ DARIUSZ KOŁODZIEJCZYK: Ottoman-Polish Diplomatic Relations (15th-18th Century). An Annotated Edition of „Ahdnames“ and Other Documents, Leiden 2000; DERS.: The Crimean Khanate and Poland-Lithuania. International Diplomacy on the European Periphery (15th-18th Century). A Study of Peace Treaties Followed by Annotated Documents, Leiden 2011.

² THOMAS BAUER: Die Kultur der Ambiguität. Eine andere Geschichte des Islams, Berlin 2011.

der Ambiguität hätte V. einen Lösungsansatz zur Erklärung der Koexistenz zweier sich vermeintlich ausschließender Völkerrechtstraditionen geboten.

Insgesamt bietet das Buch eine reiche Synthese der relevanten Sekundärliteratur und des ediert vorliegenden Quellenmaterials, wobei es stellenweise von einer stärker analytisch-interpretierenden Herangehensweise profitiert hätte.

Gießen

Arkadiusz Blaszczyk

Stefan Donecker: Origines Livonorum. Frühneuzeitliche Hypothesen zur Herkunft der Esten und Letten. (Quellen und Studien zur baltischen Geschichte, Bd. 25.) Böhlau. Köln u. a. 2017. 470 S., Ill. ISBN 978-3-412-22395-3. (€ 60,-)

Stefan Donecker widmete seine am Europäischen Hochschulinstitut in Florenz entstandene Dissertation, die der vorliegenden Studie zugrunde liegt, den überaus vielfältigen frühneuzeitlichen Theorien zur Völkergenealogie der Esten und Letten. Im Gegensatz zu anderen Abstammungserzählungen wie dem Gotizismus oder dem Sarmatismus fehlte es der Diskussion um die Herkunft der Völkerschaften Livlands an einer festeren Struktur, an durch herrschaftliche, akademische oder sonstige Autorität anerkannten Ergebnissen und an einem überschaubaren Kanon infrage kommender Urvölker – der Autor der Studie zählt über 70 in die Diskussion eingebrachte Nennungen. Kennzeichen der Diskussion war ferner, dass sie von außen, nicht etwa von den Esten und Letten selbst, geführt wurde. Zudem war Livland in der Frühen Neuzeit als Zankapfel der hegemonialen Mächte Nordosteuropas unterschiedlichsten politischen Einflüssen ausgesetzt, die auf die Gedanken zur Herkunft der livländischen Völker einwirkten.

Die Quellen, derer sich die Studie bedient, sind mannigfaltiger Natur: Als Hauptquellen nutzt D. aus dem universitären Bereich Vorträge und Disputationen. Darunter befinden sich nicht nur solche der einzigen Universität im Baltikum, Dorpat, die für einen Großteil des Untersuchungszeitraums gar nicht existierte, sondern auch solche anderer europäischer Universitäten. Daneben sind Chroniken, (fingerte) Briefe eines vorgeblichen osmanischen Spions, Landesbeschreibungen sowie die Texte antiker Autoritäten Grundlage der Studie. D. beweist große Umsicht und akribischen Fleiß bei der Auswahl des Quellenkorpus. Weder entgeht ihm eine aus Mexiko stammende und in Livland niemals rezipierte Theorie über die Verwandtschaft der mittelamerikanischen Chichimeken mit den livländischen Kuren, noch fehlen die marginalen Anmerkungen des Husumer Bürgermeisters Caspar Danckwerth aus dessen Landesbeschreibung der Herzogtümer Schleswig und Holstein.

Eine der Herausforderungen der Studie war es, das disparate Material zu systematisieren und in analytisch sinnvoller Weise strukturiert darzustellen. Der Autor hat sich für einen zweigliedrigen Aufbau seines analytischen Hauptteils entschieden, orientiert an der Aussagefähigkeit seines Quellenmaterials. Eine rein zeitlichen Kriterien folgende Sortierung des untersuchten Materials hätte zwar eine gute Darstellung von Beeinflussungen und Zitationen ermöglicht. Ein Kennzeichen des livländischen Falles war es jedoch, dass die Beiträge nicht in dem Maße aufeinander aufbauten und untereinander Bezug nahmen wie in anderen Fällen völkergenealogischer Diskussion, sodass die Struktur der Darstellung nachvollziehbar und sinnvoll ist.

Zunächst werden die wichtigsten Gelehrten und ihre jeweiligen Thesen vorgestellt. Dabei widmet der Vf. vier Gelehrten, deren engeres Erkenntnisinteresse das Thema der livländischen Urvölker betraf, besondere Aufmerksamkeit: Friedrich Menius, Samuel Rhaenius, Olaus Hermelin und Hermann Becker. 16 weitere Werke werden in einem einzigen Unterkapitel zusammengefasst, sie behandeln das Thema im größeren Zusammenhang einer allgemeinen Historiografie. Alle weiteren Werke und Autoren erscheinen erst im zweiten Kapitel des analytischen Teils. Gelegentlich wünscht man einigen Autoren und ihren Werken mehr analytischen Raum, wenn sie wie Christopherus Hartknoch „einen beträchtlichen Einfluss auf die Origo Livonorum-Diskussion ausgeübt haben“ (S. 246). Leider sind zwar seine Aussagen zu den Urvölkern der Letten und Esten für die hier interessierende

Fragestellung bedeutsam, in dem betreffenden Quellenwerk aber nebensächlich und wenig umfangreich.

Im zweiten Kapitel des analytischen Teils stellt D. die unterschiedlichen Theorien quer zu den frühneuzeitlichen Gelehrten vor, gegliedert nach Völkerschaften, die er in sechs Kategorien einordnet: 1) Römer, Griechen, Juden; 2) Völker, die den Hegemonialmächten des Ostseeraums als Vorfahren dienten; 3) Skythen und Wenden als Sammelbegriffe; 4) das Gros der genannten Stämme, die vorwiegend aus Herodot, Ptolemäus und Tacitus entlehnt wurden; 5) Exoten wie die Asen und Chichimeken; 6) Nennungen, die auf offensichtlichen Missverständnissen der Gelehrten beruhten.

Für seine abschließende Interpretation wählt der Autor das von Kilian Heck und Bernhard Jahn vorgeschlagene Drei-Stufen-Modell für die Analyse genealogischen Schrifttums: genealogischer Anfang, genealogische Kette und genealogischer Raum.¹ Der „genealogische Anfang“ meint den Spitzenahn bzw. das Urvolk. Im Vergleich zu anderen nordosteuropäischen genealogischen Auseinandersetzungen sei die Vielzahl der genannten *gentes* kennzeichnend gewesen. Charakteristisch sei weiterhin, dass die „genealogische Kette“ zwischen Ur- und Gegenwartsvolk zwar implizit vorausgesetzt, aber quasi nie explizit dargelegt wurde. Vielmehr sei die Verbindung über Ähnlichkeiten von Volks- und Ortsnamen und ab der Mitte des 17. Jh. vermehrt auch über vergleichende Beobachtungen von Sprache hergestellt worden.

Zum genealogischen Raum bemerkt D., dass in den einschlägigen Schriften zu den *origines Livonorum* zwar keine expliziten Aussagen enthalten seien, die einen Anspruch einer äußeren Macht auf Livland untermauern würden, die entsprechenden Subtexte hingegen sehr wohl in diese Richtung verweisen würden. Auch in den zeitgenössischen innerlivländischen Diskussionen um Leibeigenschaft etc. seien die Verweise auf die Charaktereigenschaften der Urvölker von Nutzen gewesen. Besonderer Wert wird auf die abschließende Charakterisierung des Raumes Livland als eine Peripherie Europas gelegt, die in- einander verschränkten Prozesse von Einbindung und Ausgrenzung seien gut ablesbar. Die genealogische Diskussion ähnele in vielem der um die Ureinwohner Amerikas.

D. nutzt einen vergleichsweise großen und heterogenen Quellenkorpus und macht ihn analytisch handhabbar. Er stellt den mittlerweile vielfältigen Untersuchungen zu Völkergenealogien das Beispiel einer ungewöhnlich strukturierten frühneuzeitlichen Diskussion an die Seite. Durch die vorliegende Arbeit wird der Blick der Geschichtswissenschaft nicht nur auf den engeren Gegenstand der Untersuchung erweitert, sondern auch hinsichtlich Fragen einer nicht-hierarchisch strukturierten gelehrten Diskussion, auf Eigen- und Fremdwahrnehmung sowie auf kulturelle Peripherien. Es handelt sich insgesamt um eine gründliche, solide Arbeit und um eine erfreuliche Lektüre, sodass der Rezensent eine eindeutige Leseempfehlung geben kann.

Marburg

Dennis Hormuth

¹ KILIAN HECK, BERNHARD JAHN: Genealogie in Mittelalter und Früher Neuzeit. Leistungen und Aporien einer Denkform, in: DIES. (Hrsg.): Genealogie als Denkform in Mittelalter und Früher Neuzeit, Tübingen 2000, S. 1-9.

Das Bild des Feindes. Konstruktion von Antagonismen und Kulturtransfer im Zeitalter der Türkenkriege. Ostmitteleuropa, Italien und Osmanisches Reich. Hrsg. von Eckhard Leuschner und Thomas Wunsch. Mann. Berlin 2013. 512 S., zahlr. Ill. ISBN 978-3-7861-2684-3. (€ 79,-)

Die Vorstellung des Feindes, die Entstehung von Feindbildern sowie deren weitere Entwicklung sind ein wichtiges Element im Prozess der Entwicklung von Identitäten sowie des Bewusstseins der europäischen Länder in der Frühen Neuzeit. Der „osmanischen Bedrohung“ seit dem Spätmittelalter kam im Rahmen dieser Prozesse eine besondere Bedeutung zu, da sich diese nicht nur auf die an das expansive Reich der Sultane angrenzende

Länder beschränkte, sondern als gesamteuropäisches Problem wahrgenommen wurde. In diesem Zusammenhang führte sie zur Entwicklung von Konstrukten wie „Türkengefahr“ oder *antemurale christianitatis*, die das politische Leben im frühneuzeitlichen Europa stark beeinflussten. Zum anderen wirkte die Wahrnehmung der Türken als Feinde auf die Entwicklung der Feindbilder auch in späteren Epochen fort. Auch das von Johannes Feichtinger und Johann Heiss an der Österreichischen Akademie der Wissenschaften geleitete Projekt „Türkengedächtnis“¹ arbeitete dieses Phänomen klar heraus.

Der rezensierte Band enthält die Beiträge einer geschichtswissenschaftlichen sowie einer kunsthistorischen Tagung in Passau und in Rom im Jahr 2009. Die Thematik der beiden Konferenzen wird durch die Hrsg. nicht genauer vorgestellt. Man darf daher davon ausgehen, dass der vorliegende Band als der Versuch einer Zusammenstellung der Ergebnisse der beiden Tagungen zu betrachten ist. Die Beiträge sind in vier Themenbereiche gegliedert. Der erste Themenbereich widmet sich der „klassischen Sicht“ – den Osmanen in der Wahrnehmung Mittel- und Osteuropas. Im zweiten Teil wird neben den Türkenkriegen auch der polnisch-russische Konflikt (vor allem im 17. Jh.) erörtert. Spannend klingt der Titel des dritten Teils: „Die umgekehrte Perspektive: Osmanische Sichtweisen auf Ost-(mittel)europa und Italien“. Im vierten Teil werden „Antagonismen im Fokus der Kunstbeziehungen“ thematisiert. Bei einem solcherart konzipierten Band, in dem die Türkenkriege im Fokus stehen, aber auch weitere „Feindbilder“ (beispielsweise Russen vs. Polen) analysiert werden, fällt jedoch auf, dass weitere Bilder dieser Art unberücksichtigt bleiben, jedenfalls aus der Perspektive Ostmitteleuropas – beispielsweise das Bild der Schweden in der Epoche des Dreißigjährigen Krieges und die „Schwedische Sintflut“ in Polen-Litauen oder das Bild der Moskowiter in der Epoche Ivans IV. des Schrecklichen.

Die insgesamt 28 Texte wurden von Forschern aus Deutschland, Italien, Ungarn, Österreich, Polen, Kroatien, Tschechien und der Türkei verfasst. Die Beiträge haben überwiegend den für Bände dieser Art üblichen Umfang von etwa 10-30 Seiten, mit einer Ausnahme jedoch. Der Aufsatz von Ulrich Heinen „Antwerpen am Euphrat verteidigen – Rubens malt für Europa. Zur Vielfalt des frühneuzeitlichen Orientalismus“ (S. 355-447, mit über 500 Anmerkungen) würde sich im Grunde genommen, allein aufgrund seines Umfangs, für eine eigenständige Publikation bzw. Monografie eignen. Die Beiträge sind jedoch umfangreicher als es die Seitenzahl vermuten ließe, da die Schriftgröße klein und das Schriftbild dicht ist, was deren Lektüre leider etwas erschwert.

Die Bedeutung des rezensierten Bandes beruht vor allem auf einzelnen Beiträgen und Themenbereichen. Dabei sind die Themen der publizierten Beiträge sehr unterschiedlich, nicht immer passen sie so recht zum Titel des jeweiligen Themenblocks, so beispielsweise der sehr interessante Aufsatz von Tomasz Ciesielski im dritten Teil, der eher den Wandel der Wahrnehmung des Osmanischen Reiches in Ostmitteleuropa in den 1730er Jahren thematisiert. „Osmanische Sichtweisen“ werden hingegen nur am Rande behandelt. Einige Beiträge befassen sich jedoch mit konkreten Themen wie z. B. nationalen bzw. „staatlichen“ Integrationsprozessen angesichts der osmanischen Bedrohung oder dem Fortbestand osmanischer und weiterer Feindbilder im Reich (Beitrag von Martin Wrede), bei den Kroaten (Nenad Moačanin), den Tschechen (Martin Mádl), in der Ukraine (Liliya Berezhnaya) sowie in Russland (Thomas Wunsch).

Zweifelsohne versammelt der Band wichtige Analysen über den Einfluss der Beziehungen Europas zu den Osmanen sowie, allgemeiner noch, über den Einfluss des Orients auf die europäische Kunst und Kultur. Die besondere Bedeutung des Bandes besteht jedoch darin, dass Forscher aus Ostmitteleuropa in diesem Band besonders zahlreich vertreten sind. Auf diese Weise gelangen zahlreiche Themen aus dieser Region in den wissenschaftlichen Diskurs. Auch aus diesem Grund ist der rezensierte Band ein wichtiger Beitrag zu

¹ URL: <http://www.tuerkengedaechtnis.oeaw.ac.at/> (02.06.2017).

den Forschungen über frühneuzeitliche Feindbilder, Kulturtransfer und Ideologie sowie die Entstehung von Identitäten.

Toruń – Wien

Bogusław Dybaś

Transregionalität in Kult und Kultur. Bayern, Böhmen und Schlesien zur Zeit der Gegenreformation. Hrsg. von Marco Bogade. (Forschungen und Quellen zur Kirchen- und Kulturgeschichte Ostdeutschlands, Bd. 49.) Böhlau. Köln u. a. 2016. 301 S., Ill., Kt. ISBN 978-3-412-50132-7. (€ 45,-)

Der vorliegende Band vereint die Beiträge der 50. Arbeitstagung des Instituts für ostdeutsche Kirchen- und Kulturgeschichte 2013 und mag als ein Beispiel der in jüngerer Zeit intensivierten transnationalen Forschung stehen. In seinem knappen Vorwort steckt der Hrsg. Marco Bogade den Rahmen ab, innerhalb dessen sich die insgesamt 16 Beiträge bewegen: „Kommunikation“, „Transfer“ und „Migration“ (S. 9) werden gleich zu Beginn ins Spiel gebracht, wobei deren Präzisierung sowie eine klare Bestimmung, was „Transregionalität“ oder die erwähnte begriffliche Trias sein möge, leider nicht erfolgt. Gleichsam als Geleitwort mag der daran anschließende, zweite einführende Beitrag von Rainer Bendel stehen, der in erzählender Façon einen Abriss über die katholische „Reform als kulturelle Brücke“ enthält und ein breites Panorama von der iberischen Halbinsel über das Tridentinum in die Untersuchungsräume skizziert (siehe insbesondere die Abschnitte zu Schlesien, Böhmen bzw. Bayern, S. 21-30).

Die übrigen Beiträge sind in vier ungleich umfangreichen Blöcken organisiert, deren Anfang die in dem ersten Teil zu „Tradition und Innovation“ zusammengeführten Aufsätze zur Heiligenverehrung von Petr Kubín zum Kult des Sel. Hroznata, von Damien Tricoire zu den Münchener bzw. Prager Mariensäulen im Vergleich sowie von Jan Kilián zu konfessionellem Wandel im Osterzgebirge im 17. Jh. enthält. Darauf folgen in einem zweiten Abschnitt, der sich mit Aspekten der „Profan- und Sakralarchitektur“ befasst, die Beiträge von Madleine Skarda zu der Klosterkirche von Sedletz (Sedlece), Daniela Štěrbová zur „böhmischen Wandpfeilerhalle“, Jan Wrabec zur Klosterkirche in Wahlstatt (Legnickie Pole) sowie Aurelia Zduńczyk zu schlesischen Mariensäulen als Zeugnissen des transregionalen Charakters der schlesischen Gegenreformation. Der dritte Abschnitt fokussiert vorrangig Ikonografie und bildende Kunst zwischen dem Dreißigjährigen Krieg und der Mitte des 18. Jh. und enthält Abhandlungen von Jan Royt zu der Verbindung von Gnadenbildern und Legendenbildung am Beispiel des Palladiums von Altbunzlau (Stará Boleslav), Małgorzata Wyrzykowska zu der Verehrung der Hl. Joseph, Leopold und Karl Borromäus in Schlesien, Julia Fischer zu den Fresken Cosmas Damian Asams, Lenka Stolarová zu den Jugend- und Wanderjahren des böhmischen Barockkünstlers Carlo Screta / Karel Škréta sowie von Dörte Wetzler zum Prager Loreto um 1700. Der vierte und letzte Abschnitt enthält die Skizzen dreier Projekte von Marco Feuerbach zu dem Zisterzienserklster Ossegg (Osek) und dessen Wallfahrtsort Maria Ratschitz (Mariánské Radčice), von Matthias Donath zu den evangelischen „Grenz- und Zufluchtskirchen Schlesiens“ und von Katharina Ute Mann zu der Allegorie der Polonia in der polnischen Malerei des 19. Jh. Ein Orts- und Personenregister (wiewohl nur als „Personenregister“ überschrieben) rundet den Band ab.

Wie in vielen anderen Sammelbänden sind auch diese Beiträge zum Teil sehr stark unterschiedlicher Natur und Qualität. So verbleibt das – im sprichwörtlichen Sinne – Vorwort des Hrsg. inhaltlich oberflächlich (vgl. S. 11, Anm. 9-12), und es erfolgt auch keine klare terminologische Auseinandersetzung mit den Untersuchungsgegenständen und -räumen. Ähnliches gilt für den Beitrag von Bendel, der offenkundig auf die Rezeption jüngerer, internationaler Literatur zu den europäischen Reformationen z. B. von Diarmaid MacCulloch, Thomas Brady oder Harold Louthan verzichtet; dementsprechend einseitig und eingeschränkt verbleiben auch das allgemeine Niveau der Ausführungen und die äußerst knappen Bemerkungen z. B. zu den vorgeblich besonders wichtigen „Netzwerken“ (S. 31);

mit einer einzigen Ausnahme (Josef Hrdlička, S. 28, Anm. 27) verzichtet B. auch auf die Rezeption nicht-deutschsprachiger Literatur.

Die darauffolgenden Beiträge sind qualitativ vielfach besser, wobei auch Kubíns Aufsatz zum Sel. Hroznata einen überwiegend deskriptiven Charakter aufweist. Kiliáns Beitrag zum Osterzgebirge ist vor allem deswegen gesondert zu erwähnen, weil dieser die langjährigen Studien des Vf. nun auch – hoffentlich vermehrt – einem deutschsprachigen Publikum bekannt machen möge, wobei an dieser Stelle ausdrücklich auf seine deutschsprachige Edition eines Tagebuchs aus Graupen (Krupka) hingewiesen sei.¹ Nicht klar ersichtlich ist hingegen, weswegen die auf laufenden Dissertationsvorhaben basierenden Vorstudien von Skarda zur Klosterkirche von Sedletz bzw. von Štěrbová zur „Wandpfeilerhalle“ nicht im letzten Abschnitt des Bandes untergebracht wurden. Hingewiesen sei an dieser Stelle zudem auf die als „goldenes Zeitalter“ bezeichnete Herrschaft Karls IV., die der Relativierung zum Trotz dennoch einen anachronistisch wirkenden Nachgeschmack hinterlässt (S. 98 ff.), auch, da der Untersuchungszeitraum beider Beiträge ein anderer ist. Dessen ungeachtet passen diese beiden Aufsätze thematisch gut zu den folgenden Beiträgen von Wrabec und Royt, hingegen sei erwähnt, dass die Darstellung von Fischer zu den Asam-Fresken auf einer sehr knappen, überwiegend älteren Literaturbasis ruht.

Ausgesprochen positiv sei die Abhandlung Stolárovás zu den Jugendjahren Karel Škrétyas erwähnt, die nun die maßgeblichen Ergebnisse ihrer langjährigen Forschungen einem nicht des Tschechisch kundigen Publikum zugänglich macht (vgl. die eindrücklichen kartografischen Vorher/Nachher-Darstellungen, S. 217-220). Wetzlers Beitrag zum Prager Loreto um 1700 wiederum mag gleichsam als Sinnbild der Ambivalenz des Bandes stehen: Trotz der interessanten Quellenbasis zweier „Wallfahrtsanleitungen“ (S. 234 f.) führt die Vf. deren sich gegenwärtig großer Beliebtheit erfreuenden „Praktiken“ (S. 235) aus, ohne sich jedoch theoretisch damit (oder deren handlungstheoretischer Basis) bzw. mit weiteren Quellen, die deren Überprüfung erlauben würden, auseinanderzusetzen; Ähnliches mag auch für Wetzlers Annäherung an den Innenhof als Teil des Ensembles bzw. die – unter Verweis auf den Herrschafts- und Verwaltungsalltag abwegig erscheinende – Diskussion über die Originalität des Gnadenbildes (S. 258 f.) gelten. Als ausgesprochen positiv sei, von dem erwähnten Vorbehalt abgesehen, der Abschnitt mit den Projektskizzen erwähnt.

Ähnlich unterschiedlich wie die einzelnen Beiträge muss denn auch eine Gesamteinschätzung verbleiben. Dem Band hätte eine klarere begrifflich-konzeptionelle Heranführung sicherlich gut getan, wodurch die gute Idee der Transregionalität in der Mehrheit der Beiträge stärker hervorgetreten wäre. Viele der Aufnahmen und Abbildungen sind leider von zweifelhaftem Sinne bzw. schlechter Qualität; des Weiteren wären die österreichischen Länder auch eine thematische Option gewesen. Und wiewohl der Fokus des Bandes fast ausschließlich auf den höfischen und städtischen Eliten ruht (mit der erwähnenswerten Ausnahme des Beitrags zum Osterzgebirge), so ist anhand der zunehmenden jüngeren Studien zum Zeitraum zwischen böhmischem Ständeaufstand (1618/20) und dem späten 18. Jh. ersichtlich, dass die lange Jahrzehnte währende, auch historiografische „Finsternis“ (temno) alsbald einer neuen Morgenröte weichen mag.

Zürich

Stephan Sander-Faes

¹ JAN KILIÁN (Hrsg.): Michel Stüelers Gedenkbuch (1629-1649). Alltagsleben in Böhmen zur Zeit des Dreißigjährigen Krieges, Göttingen 2014.

Pieter M. Judson: The Habsburg Empire. A New History. The Belknap Press of Harvard University Press. Cambridge/Mass. – London 2016. XIII, 567 S., Ill., Kt. ISBN 978-0-674-04776-1. (€ 30,-)

Das Bild der Habsburgermonarchie ist in den vergangenen Jahren gerade auch unter dem Eindruck der neueren Imperiumsforschung revidiert worden. Ihr imperialer Rahmen habe, so der grundlegende Tenor der neueren Habsburgforschung, Impulse für zahlreiche

dynamische und voneinander abhängige Prozesse der Modernisierung und Nationalisierung gegeben. Die Geschichte der Habsburgermonarchie wird daher heute als ein „laboratory for creative innovation in historical studies“ (S. 11) genutzt. Zu dieser hier nur angedeuteten Revision des Bildes der Habsburgermonarchie unter dem Einfluss dieses Forschungsparadigmas hat nicht zuletzt Pieter M. Judson maßgeblich beigetragen. Sein hier anzudeutendes Opus magnum einer „neuen“ Geschichte des Habsburgerreiches im „langen“ 19. Jh. spiegelt – und dies sei an dieser Stelle bereits angemerkt – diesen Perspektivenwechsel höchst eindrücklich wider. Es kommt insgesamt zu einer notwendigen Neubewertung der imperialen Herrschaft der Habsburger sowie der Nationalbewegungen, indem er immer wieder ihre Interdependenzen anspricht. Hierbei geht es ihm vor allem darum, die verschiedenen Herrschaftserfahrungen („Experiences of Empire“) herauszuarbeiten, also weniger um die Politikgeschichte als vielmehr um eine Perspektive „von unten“, die mit einer Wirkungsgeschichte gerade der Habsburgischen Administration in den lokalen Gesellschaften verbunden wird, um so den komplexen Prozess des „Empire building“ (S. 4) nachzuvollziehen.

In seiner Analyse, die im Wesentlichen den Zeitraum vom letzten Viertel des 18. Jh., den Reformen Josephs II., bis zum Zusammenbruch des Imperiums 1918 umfasst, fokussiert der Vf. die wechselseitigen und dynamischen Beziehungen zwischen Staat und Gesellschaft, indem er den Aufbau des Habsburgerreiches im 19. Jh. durch Prozesse von oben und von unten gleichermaßen berücksichtigt. Es geht ihm darum zu zeigen, dass eben nicht nur imperiale Institutionen, Verwaltungspraktiken und kulturelle Programme die lokalen Gesellschaften in jeder Region des Reiches formten, sondern auch gerade diese von den Akteuren vor Ort zur Erfüllung ihrer eigenen politischen (nationalen) Agenden und Zielvorstellungen genutzt wurden und so eigene Prozesse von unten einsetzten, die Rückwirkungen auf das Reich hatten. Grundlegender Ausgangspunkt für diese These ist die Einschätzung des Vf., dass die komplexen Prozesse des „Empire building“ allen Einwohnern gleichermaßen kollektive Erfahrungen vermittelten, die quer zu den sprachlichen, konfessionellen und regionalen Trennlinien lagen. Diese Prozesse waren daher insgesamt, so J., ein „ongoing project that engaged the minds, hearts, and energies of many of its citizens at every level of society“ (S. 5).

Um diese „Imperienerfahrung“ nachzuzeichnen, untergliedert der Vf. seine Synthese des letzten „langen“ Jahrhunderts der Habsburgerherrschaft in Zentraleuropa chronologisch in acht Kapitel, die jeweils mit sehr plakativen, den Schwerpunkt seiner Darstellung umschreibenden Titeln versehen sind. In dem einführenden, bis in die Anfänge der Habsburgerdynastie zurückreichenden Kapitel über das „accidental Empire“ legt J. die Grundlagen seines Narrativs, anschließend zeichnet er für die Periode zwischen 1780 und 1815 die Entwicklung eines neuen Verständnisses der Untertanen als Staatsbürger nach, das wiederum zu einem modernen Staatsverständnis geführt habe. Anschließend diskutiert er die Widersprüche imperialer Herrschaft bis 1848, die ihren Ausdruck in einer verstärkten Zentralisierung fanden, aber nicht zu weiteren gesellschaftspolitischen „Experimenten“ (S. 104) wie gerade unter Joseph II. führten.

Im anschließenden Kapitel über die revolutionären Ereignisse der Jahre 1848/49 kann J. zeigen, dass gerade die revolutionäre Entladung dieser Widersprüche zu dem Bestreben geführt habe, zu einer (idealisierten) imperialen Herrschaft zurückzukehren, die durch die ausufernde Bürokratie in der jüngeren Vergangenheit zunichtegemacht worden sei. Anschließend diskutiert er die Entwicklung eines liberalen Imperiums aufgrund der Reformzeit nach dem Neoabsolutismus, wodurch die im folgenden Kapitel diskutierten „Culture Wars and Wars for Culture“ erst möglich geworden seien. Gemeint sind hiermit die Versuche der Akteure auf allen Gesellschaftsebenen, konkurrierende politische und soziale Bewegungen zu etablieren. Geht es hierbei im Wesentlichen um die Entwicklung der nationalen Bewegungen, adressiert der Vf. anschließend das „everyday Empire“, also die Alltagserfahrungen imperialer Herrschaft vor allem auf der lokalen und regionalen Ebene. Im abschließenden Hauptkapitel zeigt J., ausgehend vom Weltkrieg, auf, wie auf den

Trümmern der Habsburgermonarchie ein „radikales“ *state building* stattfand. Hierin sieht er abschließend einen Grund dafür, dass die Habsburgermonarchie als „Völkerkerker“ gesehen wurde: Die Staatsbildung und -anerkennung als Folge der Friedensordnung habe nicht nur die Schaffung von Nationalstaaten mit sich gebracht, sondern auch den Triumph der Demokratie, was eine negative Erinnerung an die Habsburgermonarchie provoziert habe. Auch wenn ihr Erbe offen abgestritten wurde, resümiert J., hätten gerade ihre Praktiken und Strukturen, wenn auch unter anderen Bedingungen, fortgelebt. Jeder dieser Nationalstaaten habe wie ein kleines Imperium gehandelt, indem sie Territorien inkorporierten, die eine beträchtliche Quote anderer Ethnien aufgewiesen haben und somit größere, nicht integrierbare Bevölkerungsgruppen umfassten. J.s Fazit greift damit den Nationalismus innerhalb der Habsburgermonarchie als zweiten Leitfaden der Darstellung neben dem des Imperiums bzw. der „imperialen Erfahrung“ auf. Der Vf. sieht diesen als ein Produkt der imperialen Strukturen und regionalen Traditionen gleichermaßen; Konzepte von Nationalität und Vorstellungen des Imperialen seien voneinander abhängig und miteinander verschränkt gewesen, um kohärent zu wirken. Eine Synthese kann im Sinne der Leitfrage immer nur pointiert zusammenfassen, während bestimmte Aspekte ausgeblendet bleiben (müssen): Dies gilt auch für *The Habsburg Empire*; so ist etwa anzumerken, dass der Vf. z. B. den österreichisch-ungarischen Ausgleich von 1867 nicht ausführlich diskutiert.

In seiner durchweg lebendigen Darstellung verfolgt J. immer wieder geschickt diese Leitfäden, indem er einerseits aus allen Regionen der Monarchie repräsentative Beispiele für das jeweils diskutierte Thema anführt, andererseits hiervon abstrahierend grundlegende Schlüsse zieht. Damit avanciert diese Synthese nicht nur zu einem Standardwerk zur Geschichte der Habsburgermonarchie, sondern auch zu einem besonderen Exempel einer höchst lesenswerten, sich nicht auf abstrahierende und allgemeine Zusammenfassungen historischer Ereignisse und politischer Entwicklungen beschränkende Darstellungsweise.

Marburg

Heidi Hein-Kircher

„Verwandlung der Welt“? Die Musikkultur des Ostseeraums in der Sattelzeit. Hrsg. von Martin L o e s e r. (Greifswalder Beiträge zur Musikwissenschaft, Bd. 21.) Frank & Timme. Berlin 2016. 216 S. ISBN 978-3-7329-0140-1. (€ 34,80.)

Der vorliegende Band versammelt die Beiträge eines eintägigen Symposiums im Rahmen der Jahrestagung der Gesellschaft für Musikforschung in Greifswald am 18. September 2014. Gezielt wird hier die Musikgeschichte des späten 18. und frühen 19. Jh. ins Zentrum gestellt, da die bisherige Forschung zur Musikkultur des Ostseeraums wesentlich auf die ältere Musikgeschichte von der Reformation bis ins frühe 18. Jh. zentriert war.

Drei Themenkomplexe werden behandelt: Im ersten Teil reflektieren Alexander Drost, Joachim Kremer und Andreas Waczkat aus unterschiedlichen Perspektiven die politischen, institutionellen und infrastrukturellen Veränderungen des Ostseeraums. Erhellend ist hier neben Drosts historiografischen Grundsatzüberlegungen vor allem Waczkats anschauliche Präsentation von Reise- und Transportrouten im Ostseeraum sowie deren Einordnung in die aktuellen Mobilitätsstudien: „Was wäre wohl aus dem *Fliegenden Holländer* geworden, hätte der verschuldete Kapellmeister auf seiner Flucht aus Riga bereits den Zug nehmen können?“ (S. 53).

Im zweiten Themenkomplex wird von Jens Hesselager, Ursula Geisler, Signe Rotter-Broman, Karin Hallgren und Martin Knust das Musikleben in ausgewählten Zentren des Ostseeraums beleuchtet: Kopenhagen, Lund, Stockholm, Åbo und Helsinki. Interessant sind hier vor allem: Hesselagers Fund, dass die 1833 nach Kopenhagen gelangte Meyerbeer-Oper *Robert le Diable* (mit der bezeichnenden Titeländerung zu *Robert of Normandie*) zunächst mit gesprochenen Dialogen, entsprechend dem zeitgenössischen Musikediskurs, und erst später mit den Originalrezitativen aufgeführt wurde; sodann Geislers Ausführungen zu den Konnotationen des schwedischen Terminus „folksång“ und der historisierenden Konstruktion einer synonymen Verwendung zum deutschsprachigen Na-

tionalhymnus-Terminus; Rotter-Bromans anschauliche Präsentation der Zentren des politischen und musikalischen Lebens in Stockholm zwischen 1770 und 1830 anhand eines Stadtplans von 1805 und ihr Hinweis auf jüngere schwedische Arbeiten, die den Stadtraum als „Spielplan“ um politische und kulturelle Macht analysieren (S. 105 f.), sowie schließlich Hallgrens Tabellen zur Finanzierung der Stockholmer Oper durch König, Staat und Ticketverkauf – was waren das noch für Zeiten, als der König immer wieder mit Extrazahlungen für die entstandenen Theaterschulden aufkam!

Der Band wird beschlossen von drei Beiträgen zu Konzert und Musiktheater in der Universitätsstadt Greifswald von Lutz Winkler, Ekkehard Ochs und Barbara Wiermann. Winkler beleuchtet anschaulich die Spielstätten in Greifswald, Stettin und Stralsund und gibt einen gut dokumentierten Überblick über die gastierenden Theatergesellschaften, ihr Repertoire sowie über aufführungspraktische Probleme. Er verweist auf das interessante Detail, dass die Theatergesellschaft von Ferdinand Kübler bereits 1794/95 Mozarts *Die Zauberflöte* in Stralsund und Greifswald aufführte, früher noch als in St. Petersburg und an der Wiener Hofoper (S. 159). Ochs stellt anschaulich die Tätigkeit der Greifswalder Stadtmusici bzw. Stadtmusikdirektoren dar, unter der Perspektive des Struktur-, Funktions- und Geschmackswandels im städtischen Musikleben. Wiermann widmet sich abschließend der 1770-1810 zusammengetragenen Musikaliensammlung von über 300 Handschriften und Drucken des Greifswalder Juristen Johann Heinrich Grave mit Werken, die zwischen den 1740er Jahren und dem beginnenden 19. Jh. entstanden sind. Spannend sind hier vor allem die Belege für die geschmacksbildende Wirkung der Periodika in der Zeit eines zunehmenden „Kultur-Merkantilismus“ (Rainer Flik) zu Beginn des 19. Jh. und die Überlegungen zum Repertoire häuslichen Musizierens in den bürgerlichen Kreisen der Universitätsstadt.

Verwunderung ergreift den Leser beim Nachdenken über das Titelkonstrukt, vor allem nach der Lektüre des inhaltsreichen Bandes. Welche Funktion hat der gesamthematische „Überbau“? Auf welcher Grundlage führt der Hrsg. in seiner Einleitung Reinhart Kosellecks einflussreiche Begriffsprägung einer „Sattelzeit“ sowie Jürgen Osterhammels globalitätsbezogenes Konzept der „Verwandlung der Welt“ als geschichtstheoretische Grundierung des Bandes ein? Dabei melden doch die Mehrzahl der Beiträge, die darauf überhaupt Bezug nehmen, gravierende Bedenken an.

Gleich der erste Text von Drost versieht die Kombination der Begriffe „Sattelzeit“ und „Ostseeraum“ aus geschichtswissenschaftlicher Perspektive mit einem deutlichen Fragezeichen: Er geht vielmehr davon aus, dass Kosellecks für Kontinentaleuropa konzipierte „Sattelzeit“ der gesellschaftlichen und kulturellen Vielfältigkeit des Ostseeraums widerspreche, da es eine Vereinheitlichung von historischer Periode, Wandel und Raum hier nicht gegeben habe und es eben „ganz verschiedene Ostseeräume zu verschiedenen Zeiten gab“ (S. 21 f.). Musikbezogen konkretisiert dann Rotter-Broman, dass zwar die Jahrzehnte ab 1770 unter dem kulturell aufgeschlossenen König Gustav III. in vielerlei Hinsicht (Oper, Hofkapelle, Musikalische Akademie, Notendruck, Musikzeitschriften, Musikalienhandel und Instrumentenbau) als eine Zeit des Aufbruchs gesehen werden könnten, dass jedoch je nach Blickwinkel „eher die Kontinuitäten oder eher die Brüche“ betont werden (S. 103). Grundsätzlich problematisch für die Stadtgeschichtsschreibung sei jedoch die in dem „Sattelzeit“-Konzept (dass die Zeitgenossen eine „neue“ von der „alten“ Zeit unterschieden hätten) genauso wie in Osterhammels „Verwandlung der Welt“-Konzept eingebaute Modernisierungsthese. Für Stockholms Musikgeschichte des 19. Jh. müsse von daher aufgrund neuerer, überwiegend schwedischer Studien von mindestens drei „Sattelzeiten“ ausgegangen werden (S. 104 f.). Am Beispiel von Lund diagnostiziert Geisler für die *Akademiska kapellet* zwischen 1750 und 1850 sowohl erneuernde als auch bewahrende Rückwirkungen auf die städtische Zivilgesellschaft. Andere Autoren verschieben unbekümmert das Konzept der Sattelzeit auf ein Datum ihrer Wahl, etwa ins Jahr von Telemanns Admiralitätsmusik 1723 (Kremer), plädieren gleichzeitig aber sehr treffend für ein Konzept von Musikgeschichte als Geflecht von Strukturen, Motivationen und Interessen

anstelle einer einsträngigen Musikgeschichtsschreibung. Und bei Wiermann ist zwar im Titel von „Musikdistribution und Musikpflege im Umbruch“ die Rede, und sie bezieht sich auch auf die „sich um 1800 vollziehenden Veränderungen der Musikkultur“ (S. 195), von denen im vorliegenden Band die Rede sei. Jedoch ist in ihrem Beitrag der Beginn neuer Wege des Musikalienvertriebs und des Verhältnisses zwischen Komponist und Publikum auf die 1780er Jahre zu datieren – wäre das dann etwa eine weitere Sattelzeit? Auch Knust gebraucht unbekümmert den Begriff „Sattelzeit“, obwohl er einräumen muss, dass für sein Thema der Verlagerung des Musiklebens von Åbo nach Helsingfors „die Jahrzehnte um 1800 für den Musikhistoriker [...] aus unterschiedlichen Gründen nicht sehr ergiebig“ seien (S. 138).

Da schält sich doch mehr und mehr als eindeutiges Ergebnis heraus, dass jedenfalls für den Ostseeraum die Konzepte einer einheitlichen „Sattelzeit“ für das 18. Jh. und die einer „Verwandlung der Welt“ für das 19. Jh. nicht hilfreich sind. Um zu vermeiden, dass ein kritischer Leser womöglich argwöhnt, mit dem Titel des Bandes werde nur ein gut gemeinter modischer kulturwissenschaftlicher Überbau heranzitiert, wäre es sinnvoller gewesen, schon im Titel und dann ausgeführt im Vorwort deutlich zu machen, dass es klipp und klar darum geht, dass die beiden Konzepte „Sattelzeit“ und „Verwandlung der Welt“ für den Ostseeraum der fraglichen Zeit nicht verwendbar sind und warum das so ist. Dies wäre auch konsequent gewesen hinsichtlich der leider nur rhetorisch bleibenden Formulierung des Hrsg., dass auch zu überlegen sei, „inwiefern der für die Sattelzeit angenommene Kernzeitraum von 1750 bis 1850 überhaupt für den Ostseeraum triftig ist“ (S. 19). In der Tat! Zum Glück bleiben der reiche Ertrag der einzelnen Studien und deren Anschlussfähigkeit davon unberührt.

Rostock

Hartmut Möller

Daniel Schümann: Kampf ums Da(bei)sein. Darwin-Diskurse und die polnische Literatur bis 1900. (Bausteine zur Slavischen Philologie und Kulturgeschichte, Bd. 81.) Böhlau. Wien u. a. 2015. 503 S. ISBN 978-3-412-22504-9. (€ 68,-.)

In seiner Habilitationsschrift beschreibt der Bamberger Slawist Daniel Schümann ein wenig beachtetes Kapitel zentraleuropäischer Wissen(schaft)sgeschichte: die literarische Beschäftigung mit naturwissenschaftlichem Wissen und den zugrunde liegenden Theorien. Diese naturwissenschaftlich-literarische Verschränkung wird am Beispiel polnischsprachiger Schriftsteller/innen wie Adam Asnyk, Eliza Orzeszkowa oder Henryk Sienkiewicz und deren Auseinandersetzung mit dem Darwinismus analysiert. Obgleich den Literaturwissenschaften zuzurechnen, beinhaltet Sch.s Buch auch eine Reihe von spannenden Informationen für Historiker/innen, die sich mit dem Wissen und der Kultur Zentraleuropas beschäftigen. Zudem ist dem Darwinismus in Zentraleuropa bislang bei weitem nicht die Aufmerksamkeit geschenkt worden, die man angesichts von dessen Bedeutung vermuten könnte.¹

Die Studie bietet eine interessante methodische Neuerung für die Analyse wissenschaftlicher Appropriationsprozesse. Anders als Untersuchungen, die auf die Rezeption fokussieren, stellt S. Diskurse in den Vordergrund. Einerseits beinhaltet der Diskurs eine produktive Auseinandersetzung mit bestimmten Ideen, andererseits handelt es sich im Vergleich zur Rezeption nicht um eine direkte Aneignung bestimmter Ideen – was gerade im Fall des Darwinismus, der nicht direkt aus Darwins englischsprachigen Schriften, sondern über zahlreiche Vermittlungsinstanzen aufgenommen wurde (S. 27), von besonderer Bedeutung für den Verlauf der Aneignung gewesen ist.

¹ Nach wie vor wegweisend GABRIEL BRZEK: *Recepcja darwinizmu w Polsce* [Die Rezeption des Darwinismus in Polen], in: ADAM STRZALKOWSKI (Hrsg.): *Recepcja w Polsce nowych kierunków i teorii naukowych*, Kraków 2001, S. 273-291.

Bevor Sch. auf die Vermittler eingeht, beschreibt er das literarische und wissenschaftliche Feld, in dem er sein Fallbeispiel kulturhistorisch verortet. Besonders wertvoll sind dabei die Anmerkungen zum Englandbild der polnischsprachigen Intellektuellen jener Zeit. Mit Verweis auf Henry Thomas Buckle, insbesondere aber auf Samuel Smiles, den heutzutage vergessenen Autor des für das führende Medium des Warschauer Positivismus, *Przegląd Tygodniowy*, fundamentalen Textes *Self Help*, in dem die kontinuierliche Arbeit an sich selbst als soziales Ideal dargestellt und der für die polnischsprachigen Positivisten zur Grundlage ihres sozialen Programms wurde, stellt Sch. die Relevanz englischsprachiger Literatur für die Warschauer *inteligencja* dar. Sie ersetzte schrittweise die französische Literatur, und gleichzeitig errang die deutschsprachige Literatur überragende Bedeutung. Dies galt allerdings nicht bezüglich des Darwinismus, den (neben Darwin selbst) John Stuart Mill und Herbert Spencer in die positivistische Literatur hinein vermittelten. Erst in den 1890er Jahren, begleitet von der Kritik am Imperialismus, schwand dieses positive Bild Englands als „Fackelträger“ der Zivilisation (S. 65).

Wenn auch England die bedeutendste Bezugsgröße war, so waren die Englischkenntnisse der polnischen Intellektuellen doch begrenzt. Sch. zeigt anschaulich, wie das Deutsche eine Vermittlerrolle übernahm, z. B. durch Übersetzungen aus dem Deutschen und nicht aus der Originalsprache Englisch, aber auch durch indirekte Vermittlung deutschsprachiger Intellektueller wie Ernst Haeckel oder Ludwig Büchner. Er vermerkt aber auch die Bedeutung russischsprachiger Literatur sowie russischer Professoren an der Universität Warschau, wobei er den wachsenden Einfluss imperialer Wissenschaft erst für die Zeit nach 1880, als die darwinistische Lehre am meisten Beachtung erfuhr, verortet. Allerdings mangelt es hier an Quellen, da aufgrund des kulturellen Boykotts russischsprachiger Wissenschaft eine (eventuelle) Rezeption weder im Text noch im Fußnotenapparat vermerkt wurde.

Sehr interessant sind auch die Ausführungen zu Infrastruktur und Topografie des Darwin-Diskurses. Dessen Zentrum war vor allem Warschau mit der Warschauer Hauptschule (Szkola Główna Warszawska) in den 1860er Jahren und den daraus hervorgehenden Publikationen. Hier wirkten nicht nur später in polnischen Intellektuellenzirkeln präsenste Forscher wie Bronislaw Rejchman oder Henryk Hoyer, sondern auch Eduard (Edward) Strassburger, der kurz darauf in Jena Karriere machte (S. 73). Erst später, und angesichts der vorherrschenden katholisch-konservativen Atmosphäre der Habsburgermonarchie² und einflussreicher konservativer Professoren in Krakau in geringerem Ausmaß, zogen Krakau und Lemberg nach. Hier waren es vor allem universitäre Biologen, die Darwins Gedanken folgten; und auch hier gab es Konflikte, so etwa den Skandal um Benedykt Dybowski, dessen Einführungsvorlesung (vermutlich) aufgrund eines akustischen Missverständnisses³ zu einem Skandal und schließlich zur Einmischung der Kirche sowie des Bildungsministeriums führte. Folgerichtig erschienen die meisten Übersetzungen Darwins bzw. Monografien zum Darwinismus in Warschau: zehn Übersetzungen und 27 Monografien in Warschau gegenüber fünf bzw. sechs entsprechenden Publikationen in Galizien (S. 79).

Es waren gerade, wie Sch. überzeugend darstellt, publizistische Diskurse, welche die Anverwandlung des Darwinismus (so in den Arbeiten Orzeszkowas oder Aleksander Świątochowskis) wie auch des Positivismus (siehe z. B. zu Buckle S. 123) beförderten und den beiden wissenschaftlichen Strömungen öffentliche Aufmerksamkeit bescherten. Auch weniger bekannte Autoren wie Sygurd Wiśniowski oder Teodor Jeske-Choiński, dessen

² Vgl. WERNER MICHLER: Darwinismus und Literatur. Naturwissenschaftliche und literarische Intelligenz in Österreich 1859-1914, Wien u. a. 1999.

³ Seine Äußerung „precz z teleologią“ [Weg mit der Teleologie] verstanden die Versammelten, allen voran die hohen Geistlichen, als „precz z teologią“ [Weg mit der Theologie], S. 91.

Arbeiten Sch. als „Antipositivistischen Abgesang des Darwinismus“ sieht (S. 196-200), werden besprochen.

Der zweite Teil, die Analyse unterschiedlicher Darwinismen polnischsprachiger Dichter und Schriftsteller, führt vor Augen, wie plastisch Darwins Theorie war und wie sie in unterschiedliche Diskurse eingeflochten werden konnte. Adolf Dygasiński etwa baute den Darwinismus in seine Tierromane ein und verband ihn mit der Frage „Zurück zur Kultur oder Zurück zur Natur?“ (S. 258). Für Sienkiewicz, der Darwin zunächst nur vom Namen her kannte, waren Darwinismus und Daseinskampf eine Negativfolie. Bolesław Prus dagegen versuchte die Idee des Daseinskampfes umzudeuten und die menschliche Gesellschaft aus ihm herauszunehmen. Das zeigt, wie vielfältig die Aneignungen Darwins waren und was für ein breites Feld der Darwinismus umfasste, gerade wenn unterschiedliche Autoren den Darwinismus und vor allem das Konzept des Daseinskampfes in die Diskussionen über die Nation und deren Evolution einflochten. Hierauf bezieht sich auch der Buchtitel, denn „Da(bei)sein“ bedeutet zum einen Existenz als eine kulturelle Einheit, zum anderen die Zugehörigkeit zu kulturellen Nationen durch die Aneignung einer der seinerzeit am weitesten verbreiteten Theorien.

Sch. belegt seine Ausführungen durch eine sorgfältige Analyse sowohl publizistischer wie auch literarischer Arbeiten seine Protagonisten. Als Literaturwissenschaftler greift er weniger auf unpublizierte Quellen zurück, was seinen Verdienst allerdings in keiner Weise schmälert. Wenn auch für Historiker/innen der zweite Teil ein wenig zu literaturwissenschaftlich ausgefallen sein könnte, so sind die über zweihundert Seiten des ersten Teils sehr informativ und aufschlussreich.

Auf jeden Fall bietet Sch.s Monografie die derzeit ausführlichste Arbeit sowohl zur Aneignung der Gedanken Darwins durch polnischsprachige Autor/inn/en als auch zum polnischsprachigen Darwinismus. Ihre theoretischen Prämissen ließen sich sehr gut auf andere literatur- und geschichtswissenschaftliche Arbeiten übertragen, auch wenn sie mit den in der Wissenschaftsgeschichte weiter verbreiteten Konzepten wie Anverwandlung und Appropriation kritisch überprüft werden sollten. Wenige kleinere Fehler haben sich eingeschlichen, wenn Sch. etwa berichtet, das Asnyk den Physiologen Jan Evangelista Purkyně 1859/60 in Breslau kennengelernt habe, obwohl Purkyně zu dieser Zeit bereits in Prag unterrichtete (S. 203). Dennoch ist das Buch eine Pflichtlektüre nicht nur für Literaturwissenschaftler/innen, sondern auch für Historiker/innen, und es bleibt zu hoffen, dass in naher Zukunft Reaktionen aus der Historiografie erfolgen.

Moskva

Jan Surman

Valentin Akudowitsch: Der Abwesenheitscode. Versuch, Weißrussland zu verstehen. Übers. von Volker Weichsel. (Edition Suhrkamp, Bd. 2665.) Suhrkamp. Berlin 2013. 203 S., Kt. ISBN 978-3-518-12665-3. (€ 15,-)

Dieser historische Essay des Philosophen Valentin Akudowitsch erschien zuerst 2007 in belarussischer Sprache.¹ Grundlage der Monografie ist eine Vortragsreihe, die vom Autor im Belarussischen Kollegium in Minsk gehalten wurde.

Zentraler Gegenstand des Buches ist die Frage nach der belarussischen Identität aus historischer Perspektive. A. reflektiert die Funktionalität und Dysfunktionalität des belarussischen Ethnonationalismus, zu dessen Charakteristika er seine Reduktion auf vereinzelt Nischen kultureller Praxis sowie die Abwesenheit gesellschaftskonsolidierender Faktoren zählt. Nach seiner Auffassung sind diese beiden Eigenschaften symptomatisch für den im europäischen Kontext untypisch verlaufenden belarussischen Nationsbildungsprozess und grundlegend für die bis in die Gegenwart schwach ausgeprägten und nicht eindeutigen nationalen Identitätsvorstellungen und -konzepte.

¹ VALJANCIN AKUDOVIČ: Kod Adsutnasci. Asnovy belaruskaj mental'nasci, Minsk 2007.

Die Ursachen dieses Phänomens seien demnach nicht nur in den konstant ungünstigen geopolitischen Bedingungen der Region zu suchen, die eine Stabilisierung und Popularisierung nationaler Selbstbilder und Geschichtskonstruktionen hemmten. Auch nach der Auflösung der UdSSR und der Erlangung staatlicher Selbstständigkeit habe sich kein gemeinsames und allgemein akzeptiertes Verständnis des Wesens der belarussischen Identität und in Bezug auf den Kanon der nationalgeschichtlichen Mythen etablieren können. Als einen der Hauptfaktoren dieser Entwicklung identifiziert der Vf. vielmehr die dominante Rolle an Russland orientierter und von Russland ausgehender Diskurse zur Wahrnehmung der belarussischen sozialen und kulturellen Realität.

Bis hierhin unterscheidet sich das Verständnis und die Einstellung des Autors zum vorliegenden Gegenstandsbereich nicht wesentlich von der Hauptströmung intellektueller Kritik an der Schwäche und Inkonsistenz nationaler Identitätsdiskurse und des historischen Selbstverständnisses. An der Einschätzung der Rolle jedoch, die in der Geschichte belarussischer Nationsbildung Russland zufiel, scheidet sich A.s Auffassung von derjenigen der Befürworter nationalidentitärer und -historischer Autonomie. Nach Ansicht des Autors sind die Ursachen der belarussischen Nationalidee im Russischen Reich und nicht im Großfürstentum Litauen zu suchen, wo sie für gewöhnlich in nationalaffirmativen Diskursen lokalisiert werden. Sie seien nicht etwa auf eine kontinuierliche Wahrnehmung kultureller und politischer Distinktion zwischen den Bevölkerungen der frühneuzeitlichen Fürstentümer zurückzuführen. Vielmehr seien sie erst im Schatten rivalisierender Russifizierungs- und Polonisierungsprozesse im Verlauf des 19. Jh. entstanden. Hätte das Großfürstentum bis heute Bestand, so mutmaßt der Philosoph alternativgeschichtlich, würde es weder eine belarussische Sprache noch die Idee einer belarussischen Nation geben.

Folgerichtig plädiert A. für die Revision gegenwärtig unternommener Versuche, belarussische nationale Identität und historische Erinnerung am Modell mitteleuropäischer Nationsvorstellungen mit monolithischem Charakter zu orientieren. Auch warnt er vor der von Defizitwahrnehmungen geprägten Sichtweise einer „ungelungenen“ Nationsbildung. Anstelle teleologischer Vorstellung von einer verhinderten Nation schlägt der Autor vor, die Uneinheitlichkeit belarussischer Identitätsvorstellungen zu akzeptieren und sie als belarussische Besonderheit zu verstehen: „Weißrussland [wird] auch in Zukunft niemals ausschließlich weißrussisch sein [...], jedoch auch niemals nur russisch oder nur polnisch“ (S. 136), argumentiert er aus einem transnationalen Blickwinkel.

Trotz einer im Text vorherrschenden Grundhaltung, die das Phänomen *Nation* aus einer entessenzialisierten und dekonstruierten Perspektive beleuchtet, überrascht der Autor jedoch hin und wieder mit der retrospektiven Zuschreibung nationaler Attribute in Form von Begriffen wie z. B. „Altweißrussisch“ als Bezeichnung für die ruthenische Schriftsprache des 16. Jh. Dessen ungeachtet kann der Essay als ein Plädoyer für die Förderung einer aufgeklärten und entmystifizierten Belarussophilie gelesen werden. Der sich aktiv für die Nutzung der belarussischen Sprache und die Popularisierung belarussischer Kulturgüter einsetzende Intellektuelle distanziiert sich eindeutig von exkludierenden Konzepten ethnonationaler Provenienz und plädiert für das Begreifen der belarussischen Nation als einer – wie es Martin Pollack in seinem Nachwort formuliert – „Zivilgesellschaft aller Staatsbürger“.

Marburg

Konrad Hierasimowicz

Barbara Kalinowska-Wójcik: Między wschodem i zachodem. Ezechiel Zivier (1868-1925). *Historyk i archiwista.* [Zwischen Osten und Westen. Ezechiel Zivier (1868-1925). *Historiker und Archivar.*] Archiwum Państwowe. Katowice 2015. 328 S., 22 Ill., Kt. ISBN 978-83-63031-32-9. (PLN 40,-)

In ihrer Monografie befasst sich die Historikerin Barbara Kalinowska-Wójcik mit der fast in Vergessenheit geratenen Person des Historikers und Archivars Ezechiel Zivier, der das Archivwesen in Oberschlesien seit Ende des 19. Jh. maßgeblich mitgestaltet

hat. Das Ziel der Vf. ist es, wie sie in ihrer Einleitung hervorhebt, eine Biografie Ziviers zu schreiben, in der insbesondere seine Tätigkeit als Archivar und Publizist dargestellt werden soll. Darüber hinaus bildet diese Studie auch einen Versuch, Ziviers Suche nach der eigenen Identität zu beschreiben, die einerseits der Tradition der Ostjuden verhaftet war, andererseits aber durch sein Studium der slawischen Philologie an der Universität Breslau und sein Studium am Jüdischen Seminar in Breslau eng mit der Lebenswelt der Westjuden in Verbindung stand.

In ihrer Biografie stützt sich K.-W. vornehmlich auf Dokumente aus oberschlesischen Archiven, in denen Zivier seit 1892 tätig war, wie beispielsweise aus dem Staatlichen Archiv in Pleß (Archiwum Państwowe w Pszczynie), dessen Bestände er bearbeitet hatte. Seine Tätigkeit fand seitens Hans Heinrich XI., des Fürsten von Pleß und Reichsgrafen von Hochberg, größte Anerkennung, sodass er 1920 zusätzlich die Stelle eines fürstlichen Archivars erhielt und in dieser Funktion das Archiv im niederschlesischen Schloss Fürstenstein (Książ) leitete. Außer in Polen fand die Vf. auch in Deutschland, der Schweiz und Russland Archivmaterial zu Ziviers Biografie. Auch konnte sie dank ihrer Kontakte mit den Nachfahren des Archivars weitere, zuvor unbekannte Einzelheiten über sein Leben erfahren und so in der einschlägigen Literatur tradierte Fehler korrigieren.

Die Monografie gliedert sich in vier übersichtlich gestaltete Kapitel, in denen sich die Vf. zunächst der Kindheit und Jugend des 1868 in Wieluń geborenen Zivier sowie seiner Studienzeit in Breslau widmet. Im zweiten Kapitel befasst sie sich mit seiner Tätigkeit als Hausarchivar von Hans Heinrich XI. und seiner modernen Arbeitsweise als Archivar. So fotografierte Zivier die wertvollsten Dokumente, um sie der fürstlichen Familie oder Wissenschaftlern als Foto zur Verfügung stellen und somit die Originale schonen zu können. Seine Weitsichtigkeit als Archivar bewies Zivier auch angesichts des Ausbruchs des Ersten Weltkriegs, als er früh dazu aufrief, ihm aussagekräftige Dokumente, wie etwa Briefe von der Front, zu schicken. Andererseits weist K.-W. aber auch kritisch auf dessen Versäumnis hin, ein Bestandsverzeichnis des Archivs im Schloss Pleß zu erstellen. Dieses für seine Amtsnachfolger oder auch die Fürstenfamilie eigentlich unentbehrliche Hilfsmittel konnte erst später mühsam angefertigt werden. Im zweiten Kapitel geht die Vf. auf Ziviers bedeutende Initiative zur Gründung des Gesamtarchivs der deutschen Juden im Jahre 1903 ein, die bislang meist dem Althistoriker Eugen Täubler zugeschrieben wurde. Aufgrund ihrer eingehenden biografischen Forschungen gelingt es der Vf. jedoch, dies richtigzustellen. Zivier unternahm die ersten Archivreisen und knüpfte Kontakte zu bedeutenden jüdischen Familien in Deutschland, um die Grundlagen der Finanzierung eines solchen Archivs zu schaffen. Täubler wurde dagegen 1906 zum ersten Leiter des in Berlin errichteten Gesamtarchivs der deutschen Juden ernannt, in dem die jüdischen Gemeinden ihre nicht mehr benötigten Akten zur Aufbewahrung und zwecks wissenschaftlicher Erforschung abgeben sollten.

Im dritten Kapitel befasst sich die Autorin mit den geschichtswissenschaftlichen Arbeiten Ziviers. Auch wenn er sich vornehmlich der Geschichte Oberschlesiens widmete, so befasste er sich darüber hinaus doch auch mit anderen Themenbereichen. Heutzutage weniger bekannt ist seine Monografie *Die zwei letzten Jagellonen (1506-1572)*, die als erster Band seiner *Neueren Geschichte Polens* 1915 erschienen ist. Zu seinen bedeutenden Beiträgen zählen u. a. die 1900 erschienenen *Akten und Urkunden zur Geschichte des schlesischen Bergwesens* sowie die 1906 hrsg. *Geschichte des Fürstentums Pless. Teil 1: Entstehung der Standesherrschaft Pless (bis 1517)*. Die Geschichte von Oberschlesien war Zivier besonders wichtig, daher gründete er 1902 die Monatsschrift *Oberschlesien. Zeitschrift zur Pflege der Kenntnis und Vertretung der Interessen Oberschlesiens*. Das dritte Kapitel wird im Anhang durch eine von der Vf. zusammengestellte Bibliografie der Publikationen Ziviers ergänzt (S. 271-276), die dem Leser einen hervorragenden Überblick über seine wissenschaftliche Tätigkeit ermöglicht.

Im vierten und letzten Kapitel widmet sich K.-W. der Tätigkeit Ziviers als Publizist und Mitglied der jüdischen Gemeinde in Pleß, der B'nai B'rith-Loge „Lessing-Loge“ in Bres-

lau und des Central-Vereins deutscher Staatsbürger jüdischen Glaubens. Sie beschreibt in diesem Kapitel auch eingehend die Haltung Ziviers gegenüber der massenhaften Migration der osteuropäischen Juden in den Westen.

Diese sehr gut lesbare Monografie schließt eine Lücke in der Geschichte des Archivwesens in Oberschlesien und wirft einen neuen Blick sowohl auf die wissenschaftliche Tätigkeit Ziviers als Archivar und Historiker als auch auf sein gesellschaftliches Engagement in der jüdischen Lebenswelt. Ein Quellen- und Literaturverzeichnis, eine Zusammenfassung in deutscher und englischer Sprache sowie ein Namensverzeichnis schließen die Arbeit ab. Für eine größere Verbreitung der Ergebnisse ihrer Forschungen unter den Wissenschaftlern ohne polnische Sprachkenntnisse wäre eine baldige Übersetzung ins Deutsche sehr wünschenswert.

Kraków

Barbara Marmol

Max Brod (1884-1968). Die Erfindung des Prager Kreises. Hrsg. von Steffen Höhne, Anna-Dorothea Ludwig und Julius H. Schoeps in Verbindung mit Hans-Gerd Koch und Hans Dieter Zimmermann. (Intellektuelles Prag im 19. und 20. Jahrhundert, Bd. 9.) Böhlau. Köln u. a. 2016. 401 S. ISBN 978-3-412-50192-1. (€ 50,-)

Max Brod ist uns heute vor allem als Freund und Mentor Franz Kafkas sowie als Verwalter von dessen literarischem Nachlass in Erinnerung. Allerdings geht die Bedeutung des 1884 in Prag geborenen und 1968 in Tel Aviv verstorbenen Brod weit über dieses Engagement hinaus, war er doch selbst ein höchst produktiver Autor, Übersetzer, Journalist und Kritiker, aber auch Kulturförderer und Politiker. Mit dem Ziel, möglichst viele Aspekte von Brods Leben und Schaffen zu erhellen, veranstaltete das Potsdamer Moses-Mendelssohn-Zentrum für europäische Studien in Verbindung mit deutschen und tschechischen Kooperationspartnern im Mai 2014 in Prag eine Tagung, aus welcher der vorliegende Sammelband hervorgegangen ist. Dieser enthält neben dem Vorwort der Hrsg. 22 Beiträge, die sich auf fünf thematische Blöcke von unterschiedlicher Länge verteilen.

Dass es auch in diesem Buch nicht ganz ohne Kafka geht, wird aus den beiden Beiträgen des ersten Blocks ersichtlich, die diverse Gesichtspunkte des Verhältnisses von Brod und Kafka beleuchten. Dabei spürt Hans-Gerd Koch dem gemeinsamen Weg der beiden so eng verbundenen und doch so unterschiedlichen Persönlichkeiten nach und zeigt u. a., wie der impulsive Brod den unsicheren Freund davon überzeugen konnte, sich mit seinen Werken an die Öffentlichkeit zu wagen. Der zweite Artikel (Julius H. Schoeps) greift die Kontroversen um die Deutung von Kafkas Schaffen in der Zeit nach dessen Tod zwischen Brod und anderen bedeutenden Vertretern des jüdischen Geisteslebens (Gershom Scholem, Walter Benjamin, Hans-Joachim Schoeps) auf.

Die sechs Beiträge des folgenden Blocks befassen sich mit Brods eigenem literarischem Schaffen aus gattungstypologischer und thematischer Sicht. Hierbei ergeben sich leider einige konzeptionelle Schiefen. So finden sich zwar kompetente Überblicksdarstellungen zu Brods Lyrik (Ingeborg Fiala-Fürst) und Dramatik (Klaus Völker), doch fehlt eine spezielle Untersuchung zu seinem erzählerischen Werk, auf dem Brods literarische Bedeutung in erster Linie beruht. Immerhin stützen sich zwei themenbezogene Aufsätze im Wesentlichen auf exemplarische Romane: eine Abhandlung zu Brods literarischem Frauenbild, insbesondere seiner Darstellung von Jüdinnen (Anna-Dorothea Ludwig), und eine Studie zu den Prag-Erinnerungen in den Werken der Tel Aviver Jahre (Hans Dieter Zimmermann). Nicht plausibel erscheint es, dass man gleich zwei Beiträge aufgenommen hat, bei denen die – zudem weitgehend deckungsgleiche – Interpretation ein und desselben Gedichts, „Die neue Stadt“ aus der Anthologie *Kriegslieder deutschböhmischer Dichter* (1916), im Mittelpunkt steht (Karl Braun, Jaromír Czmero).

Der nächste, mit sieben Aufsätzen umfangreichste Block befasst sich mit der zentralen Thematik des Bandes: der des „Prager Kreises“. Dieser von Brod in seiner bekannten Monografie von 1966¹ als Etikett für die deutschsprachige Literatur Prags bzw. generell Böhmens und Mährens geprägte Begriff wird zunächst in mehreren Beiträgen auf seine Funktionalität hin kritisch überprüft, und zwar unter literaturgeschichtlichem (Manfred Weinberg), autobiografischem (Jörg Krappmann) und medialem Blickwinkel (Steffen Höhne). Die Untersuchungen zur Entwicklung der Wertungskriterien in Brods literaturkritischer Tätigkeit (Štěpán Zbytovský) sowie zu seinen Bemühungen um die sprachliche Norm des „Prager Deutschen“ (Boris Blahak) vermitteln einen guten Eindruck davon, wie sich Brod zunehmend zur tonangebenden Autorität in der deutschsprachigen Intellektuellenszene Prags aufschwang. Um Brods politische Anschauungen geht es in den beiden letzten Beiträgen dieses Blocks, die seine Entwicklung zum Zionisten (Gaëlle Vassogne) und seine Stellung innerhalb der unterschiedlichen Orientierungen des Prager Zionismus (Mark H. Gelber) behandeln.

Die folgenden drei Aufsätze stellen uns Brod als „Kulturvermittler“ zwischen deutscher und tschechischer Sphäre vor. Seine Übersetzungen der Libretti von Leoš Janáčeks Opern haben dem tschechischen Komponisten in entscheidendem Maße mit zum internationalen Durchbruch verholfen (Alena Wagnerová). Die zeitgenössische Rezeption der Werke Brods, insbesondere bei den Tschechen, beleuchtet Barbora Šrámková, während Marek Nekula auf Brods intensive Beschäftigung mit dem tschechischen Nationalschriftsteller Karel Sabina eingeht, der 1872 im 19. Jh. als österreichischer Polizeispitzel entlarvt wurde.

Der letzte Themenblock ist mit „Prager Kontexte“ überschrieben und macht uns zunächst mit zwei wichtigen jüdischen Persönlichkeiten aus dem Umfeld von Brods Prager Wirken bekannt: dem Schriftsteller und Journalisten Ludwig Winder, dem Kulturredakteur der deutschsprachigen Tageszeitung *Bohemia* (Peter Becher) und dem Journalisten Willy Haas, Brods großem Konkurrenten als Organisator des kulturellen Lebens und Förderer literarischer Talente (Christoph v. Ungern-Sternberg). Ebenfalls aus dem deutsch-jüdischen Milieu stammte die 1850 in Prag geborene, seit 1871 in Berlin lebende Schriftstellerin Auguste Hauschner, zu der Brod rege persönliche und briefliche Kontakte unterhielt (Hannah Lotte Lund). In einer etwas ausführlicheren Studie präsentiert Vassogne am Ende des Bandes die Ergebnisse ihrer Beschäftigung mit den im Prager Museum der tschechischen Literatur aufbewahrten Briefen Brods aus dem Zeitraum 1907-1963.

Den Hrsg. kommt das große Verdienst zu, mit ihrem Sammelband einer wichtigen, bislang eher unterbelichteten Problematik der deutsch-jüdisch-böhmischen Kulturgeschichte die gebührende Aufmerksamkeit verschafft zu haben. Die von anerkannten Fachleuten aus unterschiedlichen Disziplinen verfassten Beiträge, seien es Einführungs- und Überblicksdarstellungen oder speziellere, stärker detailorientierte Untersuchungen, vermitteln ein anschauliches Bild von den vielen Interessens und Wirkungsbereichen Brods und den mannigfaltigen Leistungen dieser einflussreichen und schillernden Persönlichkeit. Dass Lücken in der Darstellung geblieben sind, ist angesichts der Vielschichtigkeit und des Facettenreichtums von Brods gesellschaftlichem und kulturellem Handeln nicht verwunderlich. Dies ist umso mehr Auftrag an die Forschung, den hier eingeschlagenen Weg konsequent weiterzugehen. Hierfür bietet das sorgfältig edierte, durchweg informative Buch eine Fülle von Anregungen.

Gießen

Reinhard Ibler

¹ MAX BROD: Der Prager Kreis, Stuttgart u. a. 1966.

Hannah Maischein: *Ecce Polska*. Studien zur Kontinuität des Messianismus in der polnischen Kunst des 20. Jahrhunderts. (Historische Europa-Studien, Bd. 9.) Olms, Hildesheim u. a. 2012. 136 S., Ill. ISBN 978-3-487-14853-3. (€ 29,80.)

In einer Zeit, in der die politischen Entwicklungen in Polen von sich reden machen und in Deutschland manchmal Verwunderung oder gar Unverständnis auslösen, wirkt die im Jahr 2012 von Hannah Maischein veröffentlichte Studie aktueller denn je. Die Autorin fragt darin nach der Rolle moderner Kunst im Kontext nationaler Selbstvergewisserungsprozesse des 20. Jh. Als *tertium comparationis* dient dabei der Messianismus – ein internationales Phänomen vor allem des 19. Jh. Aus deutscher Sicht anachronistisch und längst totgeglaubt, zählt er zur *longue durée* der polnischen Mentalitätsgeschichte und treibt noch heute, wenn auch unterschwellig, die innerpolnische Debatte um die Geschichtskultur an.

Begründet liegt dies in der Geschichte Polens, die im 19. und 20. Jh. von langen Perioden der Unterdrückung und Verfolgung geprägt war. Der zeitweise Verlust bzw. die ständige Bedrohung der Souveränität entfachte die Bemühungen um die Aufrechterhaltung nationaler Werte und ließ in einem nicht existenten Staat die Nation umso stärker hervortreten. Angesichts des Fehlens politischer Einrichtungen kam der Kultur eine zentrale Rolle in der Kommunikation nationaler Werte und Identität sowie ferner in der Konstituierung einer ethnischen Gemeinschaft anstelle einer politischen zu; den Künstlern und Literaten verhalf dies gerade in der Epoche der Romantik zu einem enormen gesellschaftlichen Status, verpflichtete sie aber gleichzeitig zu einer patriotischen Haltung.

Hier setzt M.s. „Untersuchung symbolischer Kommunikation der nationalen Identität in Polen“ (S. 11) an. Sie fragt anhand von vier Kunstwerken nach dem „Zusammenhang von kultureller Produktion und ihrer politischen Funktion“ (S. 18). Die gewählten Werke repräsentieren unterschiedliche politische Perioden in der Geschichte Polens des 20. Jh. und auch verschiedene künstlerische Gattungen: Das Gemälde „Pythia“ des Symbolisten Jacek Malczewski (1917) steht für das *Junge Polen* des beginnenden 20. Jh., Stanisław Ignacy Witkiewicz (Witkacy) Fotografie „Multiples Selbstporträt“ (ca. 1917) für die von internationalen Avantgarden bestimmte Zwischenkriegszeit. Andrzej Wróblewski hält in seiner „Surrealistischen Erschießung VIII/Exekution“ (1949) die Schrecken des Zweiten Weltkriegs fest, während die Performancereihe von Jerzy Beres „Prophezeiung“ (1968-1993) die katholische Tradition zur Zeit der Volksrepublik reflektiert.

In drei Schritten geht die Analyse vor: Im einführenden Kapitel ist die Vorstellung des visuellen Materials geschickt in den jeweiligen historischen Kontext eingebettet, wobei es allerdings etwas befremdlich anmutet, wenn Auszüge aus polnischen Werken, wie etwa einem Gedicht Jan Lechońs, auf Englisch zitiert werden (S. 27, 101); auch finden sich bedauerlicherweise viele Buchstabendreher in polnischen Begriffen (u. a. S. 45, 47, 52).

Mit großer Akribie arbeitet M. in Kap. 2 den spezifischen Stellenwert der messianischen Prophetie für die Identifikation des Einzelnen mit der Nation in der polnischen Gesellschaft heraus. Dabei setzt sie sich dezidiert mit dem Einfluss von Adam Mickiewicz auseinander, der den Status eines *wieszcz*, eines Schriftsteller-Propheten, genießt. Nicht nur die Bindung zwischen den Lebenden und den Toten, die Mickiewicz in seinem Drama „Ahnenfeier“ so nachhaltig heraufbeschwor, ist bis heute in der polnischen Kultur präsent, aktualisiert durch erneute Leidenserfahrungen wie die des Zweiten Weltkriegs. Auf Mickiewicz geht auch die Deutung des Leidens von Volk und Individuum unter politischer Bedrohung als Zeichen einer Auserwähltheit von Gott und somit als Ausdruck moralischer Überlegenheit zurück, die bis in die Zeit der *Solidarność* identitätsstiftend wirkte.

Wie sich dieses messianische Deutungsmuster im künstlerischen Schaffen niederschlägt und dieses die messianische Prophetie kodiert, kommuniziert und perpetuiert, ergründet das letzte analytische Kapitel des Buches. Hier entwirft die Vf. die Kategorie der „polnischen Passionsbilder“ und führt, ausgehend von der christlichen Passionsikonografie, das titelgebende Motiv *Ecce Polska* ein, in dem sich die durch gemeinsam Erlittenes konstituierte Gemeinschaft manifestiere. Moderne Kunst stelle sich hier in die Tradition des christlichen Passionsbildes, indem sie das Leiden zum zentralen Bildthema erhebe und es

gleichsam kontrafaktisch kodiere, d. h. sie zeige Erniedrigung und meine Erhöhung. Der Terminus „polnisches Passionsbild“ kann jedoch irreführen, suggeriert er doch eine ganz bestimmte nationale Lesart. Die vier ausgewählten Kunstwerke forcieren nämlich das Thema der polnischen Passion nicht vordergründig bzw. überhaupt nicht (wie etwa bei Witkacy), sondern transportieren zuerst einmal allgemeingültige Inhalte, die sich dann zusätzlich im nationalen Sinne dechiffrieren lassen. Dies führt M. zu der Frage nach der sozialen Dimension der „polnischen Passionsbilder“ und der Bedeutung der Bildpraxis in der gesellschaftlichen Kommunikation, die sie aus dreifacher Perspektive beleuchtet – der des Künstlers, des Bildes und des Rezipienten. Während der Künstler, geleitet durch individuelle oder auch nationale Leidenserfahrung, Ereignisse abstrahierend und inhaltlich generalisierend zu „Ereignisbildern der Nation“ verdichte, liege es an dem Rezipienten, die im Bild angelegten symbolischen Inhalte zu entschlüsseln. Geschehe dies, d. h. „gelingt die Bildkommunikation, kann das Märtyrer-Bild die gleiche Funktion erfüllen, wie der Märtyrer selbst: Der Betrachter bekennt sich zur Nation und aktualisiert die gesellschaftlichen Normen“ (S. 118).

Reagiert jedoch der Rezipient tatsächlich in der hier vorgesehenen Weise? Es ist ein Manko dieser Studie, die theoretischen Erwägungen zur symbolischen Bildkommunikation nicht auf die jeweilige Rezeptionsgeschichte der behandelten Werke bezogen zu haben. Gemessen daran, wie intensiv sich M. mit der religionssoziologischen und kommunikationstheoretischen Dimension der messianischen Bildkodierung auseinandersetzt, fallen ihre Überlegungen zu diesem für die klassische Kunstgeschichte grundlegenden Zugang etwas blass aus. So bleiben Behauptungen, wie die an Max Imdahl angelehnte „Bilder leisteten Kontingenzbewältigung“ (S. 106), bezogen auf den polnischen Fall eher hypothetisch, wenn sie in keine Diskursanalyse eingebunden sind. Viele Annahmen und Ergebnisse der Vf. profitieren von ihren bildwissenschaftlichen Zugängen und ihrer fundierten Kenntnis der polnischen (Kunst-)Geschichte, nicht aber von der Wahrnehmung der behandelten Bilder unter konkreten historischen und politischen Bedingungen. Im Ergebnis verhartet die Darstellung stark in der Theorie, den Bezug zur historischen Wirklichkeit eröffnen nur die Bilder selbst, und zwar fast ausschließlich durch die Hintergründe ihrer Entstehung, kaum jedoch durch ihre Wirkungsgeschichte.

Ungeachtet dieser Kritikpunkte unternimmt die Autorin den ebenso lobenswerten wie gelungenen Versuch, Wesenszüge der polnischen Nation durch einen tiefen Einblick in ihre Mentalitätsgeschichte zu beleuchten. Dies anhand von vier Kunstwerken zu tun, ist ein origineller und lohnender Einfall. Mit großer Sorgfalt seziert sie die verschiedenen Inhaltsebenen der Bilder, das Verhältnis vom Bild zur politischen Realität sowie seine (intendierte) Wirkung auf den Rezipienten und kommt somit Schicht um Schicht dem messianischen Topos der Polen immer näher. Im Ergebnis entsteht ein dichtes Puzzle aus Einzelerkenntnissen, die in vielen Punkten erhellend wirken, sich jedoch nur schwer zu einem kohärenten Gesamtbild fügen (lassen). Diese fragmentierte Vorgehensweise erschwert zwar die Lesbarkeit, aber die fundierten Analysen einzelner Aspekte des Messianismus und der darauf rekurrierenden Bildproduktion, die noch nie in der hier dargebotenen Ausführlichkeit und Dichte vorgelegt wurden, sind beachtlich. Dies ist umso bemerkenswerter, als dem Buch eine Diplomarbeit zugrunde liegt und nicht etwa eine Dissertation.

Wie schwierig es heute im vereinten Europa ist, eine in Polen tief verwurzelte, auf langen historischen Kontinuitäten begründete Haltung nachzuvollziehen, und wie sehr sich im Land selbst seit der politischen Wende von 1989 immer deutlicher differenzierte Meinungen zu tradierten Opfernarrativen herausbilden, zeigt u. a. die gegenwärtige Debatte um das neu eröffnete Museum des Zweiten Weltkriegs in Danzig. Auch wenn M. aktuelle Bezüge bewusst ausklammert, liefert ihr Buch doch viele Ansätze zum Verständnis solcher Phänomene. Eines jedoch hat diese Publikation mit vielen anderen wissenschaftlichen Abhandlungen gemeinsam: Durch seine sehr dichte, mit vielen Fachbegriffen operierende Sprache wirkt der Text dort hermetisch, wo er in die breite Bevölkerung hineinwirken und Brücken zu aktuellen Ereignissen schlagen könnte. Wer es aber mit Aufmerksamkeit stu-

diert, wird die aktuellen gesellschaftspolitischen Prozesse und Debatten im Nachbarland besser nachvollziehen können.

Leipzig

Agnieszka Gasior

Joanna Bednarska-Kociolek: Danzig/Gdańsk als Erinnerungsort. Auf der Suche nach der Identität im Werk von Günter Grass, Stefan Chwin und Paweł Huelle. (Lodzer Arbeiten zur Literatur- und Kulturwissenschaft, Bd. 7.) Peter Lang. Frankfurt am Main u. a. 2016. 254 S. ISBN 978-3-631-66759-0. (€ 49,95.)

Die Publikation der Lodzer Germanistin Joanna Bednarska-Kociolek bezeugt die anhaltende Faszination der Forschung für literarische Repräsentationen der Stadt Danzig (Gdańsk). Ihr Ziel ist es, die Literarisierung und Mythologisierung dieses „doppelten Erinnerungsortes“ (S. 44) zu untersuchen. Dabei kann sie auf eine Vielzahl von literaturwissenschaftlichen Untersuchungen zum Danzig-Bild in den Texten von Günter Grass, Paweł Huelle und Stefan Chwin aufbauen und verspricht, diese auf eine neue Reflexionsebene zu heben.

Der Analyseteil der Studie folgt chronologisch der erzählten Zeit in ausgewählten literarischen Werken. Er beginnt mit Huelles Roman *Castorp*, dessen Handlung im Danzig des frühen 20. Jh. spielt. Literarische Formen der Erinnerung an die Freie Stadt (1920-1939) und an das Danzig des Zweiten Weltkriegs werden in Texten von Grass, vor allem in *Die Blechtrommel* und *Katz und Maus*, mit Seitenblicken auf *Hundejahre*, *Beim Häuten der Zwiebel* und *Aus dem Tagebuch einer Schnecke*, untersucht. Die unmittelbare Nachkriegszeit ist Thema der Werke *Krótką historia pewnego żartu* (Kurze Geschichte eines gewissen Scherzes) und *Tod in Danzig* von Stefan Chwin; auch hier schließt die Autorin mit *Der goldene Pelikan* einen späteren Text in ihre Betrachtungen ein. Den Abschluss bildet eine Analyse des Romans *Weiser Dawidek* und der Erzählungen von Huelle, deren Handlung bis in die 1990er Jahre hineinreicht. B.-K. befragt die einzelnen Werke nach den Bildern der Stadt zwischen „Multikulturalität und Nationalismus“ (S. 69), nach ihren Identitätskonstruktionen, den narrativen Formen des literarischen Erinnerns und den Gegenstandsmotiven, die als Movers der Erinnerung agieren. Gemeinsam sei den Autoren – so ihre These – das Erzählen von Initiationsgeschichten und das Schaffen „privater Mythologien über die Kindheit“ (S. 236), schließlich die Kreation eines mythischen Danzig aus den Erinnerungen an eine frühere, nicht mehr existierende Stadt.

B.-K. hat sich keine leichte Aufgabe gestellt, denn über Werke, die schon so oft Gegenstand literaturkritischer und -wissenschaftlicher Betrachtung waren, etwas Neues zu sagen, ist fast unmöglich. Doch ihr gelingt dieses Wagnis. Bemerkenswert an der Deutung von Huelles *Castorp* sind z. B. die Hinweise zur Kolonialrhetorik und zum kolonialen Blick auf Polen und Kaschuben sowie die aufgezeigten Parallelen zu Thomas Manns *Tod in Venedig*. Etwas überraschend wirkt die (an marxistische Literaturwissenschaft erinnernde) Feststellung, dass Huelle mittels der „Monotonie“ im Leben seiner Hauptfigur „symbolisch“ den „Tod des Bürgertums“ zeige, „das um 1900 die Aristokratie als gesellschaftliche Führungsschicht abgelöst hatte und gleichzeitig von der Arbeiterklasse in seinen Grundwerten in Frage gestellt wurde“ (S. 52). Mir scheint hingegen, dass Huelle eher national-kulturelle als soziale Differenzen in den Blick nimmt, aber richtig ist, dass sich beide Aspekte überlagern.

Dass B.-K. die reiche Sekundärliteratur in polnischer Sprache in ihre Analyse einbezieht, macht ihre Studie für einen deutschen Leser besonders wertvoll. Andererseits fällt auf, dass sie selten unterschiedliche Positionen der Forschung erörtert. Das betrifft vor allem einige ihrer Interpretationsthesen zu den kontrovers diskutierten Polen- und Judenbildern in *Die Blechtrommel*. Diese können nur wenig überzeugen, wenn sie z. B. schreibt, dass der Kampf um die Polnische Post als „Kinderspiel“ gezeigt und die Post „mit einem Kartenhaus verglichen wurde“ (S. 124 f.). Für das von Jan Bronski errichtete Kartenhaus gibt es sicherlich auch andere Deutungsmöglichkeiten. Unzutreffend erscheint mir die

Feststellung, dass Sigismund Markus zu den assimilierten Danziger Juden gehören sollte – dem widerspricht schon der ihm zugeschriebene Jargon.

Dem Werk von Chwin nähert sich B.-K. mit einer neuen Lesart, indem sie die Frage nach der Bedeutung der Dinge als „Memorialobjekte“ (S. 169) mit dem Motiv des Friedhofs verbindet und den Erzählungen vom Leben und Verfall der Dinge zwischen den Kulturen nachgeht. Sie verweist darauf, dass Chwin die Stadt Danzig als einen zufälligen Ort auf der (historischen) Landkarte Ostmitteleuropas ansieht, der „lediglich eine gute symbolische Sprache bietet“¹: Diese Sprache entfalte er in seinen literarischen Imaginationen der Stadt.

Die Interpretation von *Weiser Dawidek* stellt das nostalgische Moment, die Motive der Apokalypse und Erlösung sowie den intertextuellen Dialog mit Grass' Novelle *Katz und Maus* heraus. Hier gelingt B.-K. eine gut lesbare Synthese der Sekundärliteratur, über die sie in einzelnen Punkten (z.B. im Vergleich Mahlke/Dawid Weiser) hinausgeht. Inspirierend sind ihre Überlegungen zu Huelles Erzählungen, etwa zu den Bildern der Kaschubei (als einer Welt von Irrealität und Ursprünglichkeit), der untergegangenen mennonitischen Kultur und der Polen, die erst über eine Initiation Zugang zur Geschichte ihrer Geburtsstadt Gdańsk finden.

Die Lektüre dieser lesenswerten Studie wird manchmal durch sprachliche Mängel und sinndeformierende Verkürzungen erschwert. Als Beispiel sei genannt: „die Entstehung der Nationalstaaten hatte massenhafte Vertreibungen zur Folge; doch die Grenzen des Versailler Vertrags erwiesen sich nicht als dauerhaft“ (S. 18). Daneben gibt es einige sachliche Fehler, die vor allem Danziger Realien betreffen, z. B. „Rechtsgerichtete nationalsozialistische Kräfte dominierten ab 1920 im Volkstag“ (S. 28, vermutlich ist die Deutschnationale Volkspartei gemeint). Solche Stolpersteine erschweren etwas das Auffinden der interessanten Beobachtungen und Thesen dieser Studie, mit der sich B.-K. in die Forschung zu den literarischen Bildern von Danzig/Gdańsk eingeschrieben hat.

Gdańsk

Marion Brandt

¹ Złe miejsce na ziemi. Z Stefanem Chwinem rozmawia Andrzej Franaszek [Ein schlimmer Ort auf Erden. Andrzej Franaszek im Gespräch mit Stefan Chwin], in: *Tygodnik Powszechny* (1996), 1, S. 13.

Jewish Space in Contemporary Poland. Hrsg. von Erica Lehrer und Michael Meng. Indiana Univ. Press. Bloomington u. a. 2015. VII, 299 S., 30 graph. Darst. ISBN 978-0-253-01503-7. (€ 37,90.)

Mit *Jewish Space in Contemporary Poland* haben Erica Lehrer und Michael Meng einen Sammelband vorgelegt, der sich aus unterschiedlichen disziplinären Perspektiven (Geschichte, Soziologie, Anthropologie) mit den vielschichtigen Prozessen der wiederbelebenden und neuinszenierenden Auseinandersetzung von *jewish spaces* ehemaligen jüdischen Lebens wie auch jüdischer Geschichte in Polen seit den 1990er Jahren beschäftigt. Theoretisch wie empirisch untersuchen die Beiträge einerseits das komplexe Zusammenspiel unterschiedlicher Einflussfaktoren und Akteurinnen/Akteure, die Dynamiken, die Beziehungsgeflechte, die konkurrierenden Erinnerungsbedürfnisse sowie die teils sehr divergenten Interessen, die mit diesen Erinnerungs-, Begegnungs-, Kommunikations- und Aushandlungsräumen verbunden sind. Andererseits versuchen sie deren erinnerungskulturelles Potenzial auszuloten, Prozesse der Europäisierung, Pluralisierung und Kosmopolisierung der polnischen Erinnerungskultur nachzuzeichnen, die lange allein auf eine homogene, polnisch-katholische Perspektive fokussiert war.

Der Band baut auf den beiden zentralen Begriffen von *memory* und *space* bzw. auf dem von Diana Pinto in den 1990er Jahren geprägten und im Epilog dieses Bandes spezifi-

zierten Begriff der *jewish spaces* als inszenierten Räumen prozesshafter und reflexiver Auseinandersetzung mit jüdischer Geschichte auf.¹ Mit diesem, aus Sicht der Hrsg. in der Wissenschaft bisher als analytischen Instrumentarium unterschätzten Begriff soll untersucht werden, „how the physical, social, and discursive interact to produce with emerging expressions of memory in post-Communist Poland“ (S. 3). Dieses gemeinsame Instrumentarium wird in einigen Aufsätzen um andere Konzepte wie *heritage* oder *lieux de mémoire* erweitert. Lehrer und Meng formulieren in ihrer Einleitung den Anspruch „to shed light on the role of the material world in the complex, unfolding encounter with the Jewish past in contemporary Poland, in spaces that conjure up ambivalent, often conflicting memories and emotions“ (S. 3).

Der sehr differenzierten Einleitung der beiden Hrsg. folgt der Beitrag von Geneviève Zubrzycki zur konflikthaften Geschichte und Transformation des Erinnerungsortes Oświęcim/Auschwitz als sowohl jüdisches Symbol der Shoah als auch Symbol polnischen Märtyrertums. Anhand der Entstehungsgeschichte der Gedenkstätte zeichnet sie die verschiedenen polnisch-jüdischen Konflikte um die Deutungshoheit dieses Ortes nach, die sich verdichtet im Wandel des Gebrauchs und der Bedeutungszuschreibung der Bezeichnungen Oświęcim (lange Zeit für das polnische Narrativ) und Auschwitz (lange Zeit für das jüdisch-westeuropäische Narrativ) zeigen. Im letzten Aufsatz des Bandes beschreibt Barbara Kirshenblatt-Gimblett die Entstehungsgeschichte und Ausstellung des 2014 in Warschau eröffneten Museums der Geschichte der polnischen Juden als eine „postwar, post-Holocaust, post-communist story“ (S. 264), die sich von der alles überschattenden Dominanz der Geschichte des Holocaust befreien wolle und eine Geschichte vielfältigster polnisch-jüdischer Verflechtungen zu erzählen suche. In dieser Gegenüberstellung der beiden den Band einrahmenden Aufsätze wird der prozesshafte Charakter erinnerungskultureller Auseinandersetzungs- und Aushandlungsprozesse polnisch-jüdischer Geschichte deutlich sichtbar, die sich in den *jewish spaces* besonders verdichten.

Eine unverzichtbare Ergänzung der überwiegend konkrete Einzelbeispiele betrachtenden Beiträge dieses Bandes bilden die Aufsätze, die *jewish spaces* in Polen in einen breiteren Zusammenhang einordnen und diskutieren. Insbesondere die Untersuchung von Stanisław Tyszką über die Auswirkungen der 1997 verabschiedeten Restitutionsgesetze auf die kollektive Erinnerung sowie den Erhalt und den Umgang mit dem materiellen jüdischen Erbe liefert eine differenzierte und kritische Analyse der Entstehung und Gegebenheiten sowie der rechtlichen als auch institutionellen Rahmenbedingungen. Hierbei ist die zentrale Erkenntnis, dass diese letztlich nur einen „limited impact on the preservation of Poland’s Jewish material heritage“ gehabt habe (S. 47). Ausgehend von seinem Begriff der *memoriscapes* als einer materiellen und symbolischen Erinnerungslandschaft dialogischen wie auch machtpolitischen Charakters hinterfragt Sławomir Kaprański die unterschiedlichen Ansätze im Umgang der lokalen Bevölkerung und politischen Akteure mit *jewish spaces* seit dem Zweiten Weltkrieg, die zwischen Vergessen, Auslöschung und Erhalt changieren. Als Hauptursache dafür, dass die Erinnerung an die polnisch-jüdische Geschichte und den Holocaust lange Zeit nicht Teil der „living history“ Polens war, benennt der Autor das bis heute bei vielen implementierte Denken in den problematischen Kategorien von „polnisch“ (ethnisch) vs. „jüdisch“.

Der Band gewinnt insbesondere durch die Vielfalt der hier versammelten Fallstudien. Neben bekannten Beispielen aus Großstädten wie Krakau (Lehrer) oder Warschau (Meng und Konstanty Gebert) werden auch weniger bekannte Projekte aus Kleinstädten und dem ländlichen Raum in den Blick genommen. Eine wichtige Erweiterung stellen die Beiträge dar, die *jewish spaces* in Polen mit der Wiederentdeckung und dem Umgang materiellen Erbes anderer Minderheiten kontrastieren und in Verbindung bringen, wie etwa

¹ DIANA PINTO: A New Jewish Identity for Post-1989 Europe, in: JPR Policy Paper (1996), 1, S. 1-15, hier S. 6 ff.

dem der Deutschen in Stettin (Szczecin) (Magdalena Waliogórska) oder Lodz (Łódź) (Winson Chu).

Monika Murzyn-Kupisz zeigt in ihrem theoretisch fundierten Aufsatz am Beispiel der Kleinstadt Chmielnik, wie komplex das Zusammenspiel unterschiedlichster sozioökonomischer Faktoren ist, die beeinflussen, ob und wie eine Gemeinde oder Stadt das historische jüdische Erbe als ihre eigene Geschichte annimmt, belebt und für sich produktiv machen kann. Jonathan Webber wählt hingegen einen sehr persönlichen Zugang. Seine Beschreibung der Rekonstruktionsprozesse des jüdischen Friedhofs in dem südöstlich von Krakau gelegenen Dorf Brzostek gibt eine eindrucksvolle Innensicht davon, welche Dynamiken eine – hier von außen angestoßene – Erinnerungsinitiative sowohl bei lokalen Akteuren als auch bei ehemaligen jüdischen Bewohner/innen und ihren Nachfahren anstoßen kann, welche Konflikte, Vorbehalte und Ängste auftreten und welches verloren geglaubte historische Wissen wieder zutage tritt. Gerbers Ansatz, Warschau als Palimpsest jüdischer Geschichte bis in die Gegenwart hinein zu lesen, Schichten von jüdischer Geschichte, ihrem Vergessen, Überschreiben, Um-, Weiternutzen und Wiederentdecken in der Stadt aufzuspüren, ist nur scheinbar aus einer größeren persönlichen Distanz verfasst. Es sind auch diese sehr unterschiedlichen persönlichen Prägungen, Erfahrungen und Perspektiven der Autor/innen auf *jewish spaces*, die den Band bereichern, aber vielleicht noch etwas stärker hätten produktiv gemacht werden können.

Die Dynamik, mit der in den letzten Jahren insbesondere in den großen Städten Polens neue *jewish spaces* wie Museen, Begegnungszentren, Installationen oder zahlreiche andere *public history*-Projekte entstehen, scheint diesen Band allerdings an manchen Stellen fast einzuholen. Dies wird insbesondere in den Beiträgen über Krakau und Kazimierz sichtbar, die etwa die Dynamisierung durch die Eröffnung des Museums „Emaillefabrik Oskar Schindlers“ in Krakau und des POLIN-Museums in Warschau nicht mehr berücksichtigen konnten. Am Ende dieses überaus lesenswerten und wichtigen Sammelbandes vermisst man vielleicht an manchen Stellen einen etwas kritischeren Blick auf die zum Teil nicht nur positiven Effekte der (Wieder-)Belebung von *jewish spaces*, auf das, was u. a. Iris Weiss als „Disneyfizierung“ bezeichnet², oder auch die problematischen Kehrseiten etwa von Gentrifizierung und Tourismus.

Halle (Saale)

Dorothea Warneck

² IRIS WEISS: Jewish Disneyland – die Aneignung und Enteignung des „Jüdischen“, in: Golem. Europäisch-jüdisches Magazin 3 (2002), S. 43-48.

Tomáš Hermann, Antonín Kostlán, Michal Šimůnek, Soňa Štrbáňová u. a.: Homines scientiarum. Tricet přibehu české vedy a filosofie. [Homines Scientiarum. Dreißig Geschichten aus der tschechischen Wissenschaft und Philosophie.] Band I-V. Nakladatelství Pavel Mervart. Cerveny Kostelec 2015. 910 S., Ill., Kt., Faks., 5 DVDs. ISBN 978-80-7285-188-1. (Kč 630,-)

Diese 30 Porträts berühmter tschechischer Wissenschaftler/innen umfassende Publikation ist aus einem 2012-2014 bestehenden Projekt des Instituts für Zeitgeschichte der Tschechischen Akademie der Wissenschaften und der Universität Pardubice hervorgegangen. Sie besteht aus fünf gedruckten Bänden und 5 DVDs mit den Darstellungen berühmten Persönlichkeiten tschechischer Wissenschaft des 20. Jh. Es handelt sich dabei um Interviews mit den noch lebenden Forscher/innen bzw., bei verstorbenen Gelehrten, um Gespräche mit deren Schüler/innen und Mitarbeiter/innen. Zu dem 1977 verstorbenen Phänomenologen Jan Patočka sprechen z. B. die Hrsg. mit dessen damaliger tschechischer Doktorandin Eliška Luhanová sowie mit dem französischen Philosophen Renaud Barbaras. Das Filmmaterial bietet nicht einfach eine Wiedergabe der Interviews, sondern gut inszenierte Mini-Dokumente in einer Länge von 10 bis 30 Minuten. Regie führte der derzeit an der Akademie der musischen Künste in Prag tätige Dokumentarfilmer Tomáš Petráň.

Das Spektrum der behandelten Persönlichkeiten ist sowohl disziplinär als auch hinsichtlich der Lebenszeiträume breit angelegt, da die Hrsg. das gesamte Spektrum moderner tschechischer Wissenschaften abbilden wollten (Bd. I, S. 10 ff.). Dem Philosophen Patočka, der zu den bekanntesten Sprechern der Charta 77 gehörte, kann der Chemiker Bohuslav Brauner entgegengestellt werden, der bereits 1935 verstarb und für die Fortführung der Forschungsideen Dmitrij Mendeleevs bekannt geworden ist. Die jüngste behandelte Person ist die 1955 geborene Biochemikerin Eva Zažímalová, die zu den berühmtesten tschechischen Naturwissenschaftler/innen gehört (Bd. IV, S. 155-184). Mit Georg Pick, einem Wiener Juden, der seit 1892 an der Deutschen Karlsuniversität in Prag eine Professur für Mathematik innehatte, wird die kulturelle Vielfaltigkeit „tschechischer“ Wissenschaft unterstrichen und zu einer Wissenschaft in den Tschechischen Ländern erweitert (Bd. V, S. 27-44). Die meisten der behandelten Personen wurden jedoch in den 1950er Jahren akademisch sozialisiert und gehörten den oppositionellen Bewegungen an bzw. emigrierten nach 1968 in den Westen. Auch wenn die Präsentation solch spannender Lebensverläufe angesichts der Zielgruppe dieser Publikation, Wissenschaftler/innen insgesamt sowie interessierten Laien, verständlich ist, ist doch aus wissenschaftshistorischer Sicht zu bemängeln, dass die Perspektive orthodox-kommunistischer Forscher/innen fehlt und somit das Ergebnis nicht repräsentativ ist.

Die Beschreibung des politischen Engagements, der Exilerfahrung sowie der politischen und sozialen Einstellungen der Forscher/innen generell ist der spannendste Aspekt dieses Werks. Die Hrsg. wollen das lesende Publikum nicht mit Forschungsdetails überhäufen, sondern eher die Vielfalt intellektuellen Lebens abbilden. Diesem Streben kommt zugute, dass das Institut für Zeitgeschichte bereits eine Reihe von Konferenzen zu Fragen des Exils abgehalten sowie einen Band zum tschechischen Wissenschaftsexil veröffentlicht hat.¹ Zudem ist ein Vertrauen zwischen Interviewenden und Interviewten zu spüren, das auch private Erfahrungen zugute fördert. So spricht z. B. Helena Kopecká über ihre Ausreise 1968, im Alter von 37 Jahren, mit zwei minderjährigen Kinder nach Frankreich, wo sie dann eine beeindruckende Karriere als Mikrobiologin machte (Bd. IV, S. 96-99).

Mehrere Forscher/innen werden über ihre Einstellung zu dem totalitären Regime befragt, zu der Bewertung der Arbeitsbedingungen unter dem Realsozialismus. Die dabei entstandenen Aussagen sind für die Analyse der Wissenschaften der Sowjetzeit von enormer Bedeutung, zudem *oral history*-zentrierte Arbeiten auf diesem Gebiet noch rar sind. Interessant sind auch die wenigen in der Tschechoslowakei Verbliebenen – der Genetiker Jan Svoboda oder der Immunologe Milan Hašek (im Gespräch mit seinem Schüler Juraj Iványi): Ihre Erfahrungen und Einstellungen sind bisher in der Historiografie allzu selten in analytischer Weise erhoben worden. Aus ihren Aussagen ergibt sich ein etwas anderes Bild von der tschechoslowakischen Wissenschaft im Sozialismus, die, wenn auch beschränkt, z. B. Raum für internationale Kooperationen und Autonomie bot. Somit erfahren die Leser/innen bzw. Zuschauer/innen viel über die informelle Seite der Wissenschaft, die Arbeitsweisen, und zwar oft in vergleichender Perspektive, da die Forscher/innen an mehreren Orten des In- und Auslands tätig waren. Die meisten nehmen auch Stellung zu Fragen der Popularisierung der Wissenschaften und zeigen die weiterhin enorme Bedeutung, die diesem Aspekt wissenschaftlicher Aktivität in Ostmitteleuropa, im Vergleich z. B. mit Deutschland, beigemessen wird.

Last but not least erfährt man viel über die Meinung der Forscher/innen zur derzeitigen Lage der Wissenschaften in Tschechien. Da sich die meisten der Emigrierten in der einen oder anderen Weise in der neuen Republik engagierten, ergibt sich eine spannende Kombination aus Binnen- und Außenperspektive, die für eine zukünftige Komparatistik von Bedeutung ist.

¹ SOŇA ŠTRBÁŇOVÁ, ANTONÍN KOSTLÁN (Hrsg.): *Sto českých vědců v exilu* [Einhundert tschechische Wissenschaftler im Exil], Praha 2011.

In methodischer Hinsicht ist das Zusammenspiel zweier Medien hervorzuheben, die in den Geschichtswissenschaften allzu selten gemeinsam verwendet werden. Der Unmittelbarkeit der aufgenommenen Gespräche, oder auch der Verwendung zusätzlicher visueller Medien wie archivalischer Filmausschnitte, steht die Sachlichkeit der Texte entgegen. Dabei sind die Texte erweiterte Versionen der Gespräche, meistens mit Fakten und Einzelheiten unterfüttert und mit Fußnoten versehen, häufig mit zusätzlichem Bildmaterial. Die Bände ergeben deutlich über 1000 Seiten unterhaltsame Lektüre, mit etwa 15 Stunden Filmmaterial, und es empfiehlt sich, beide miteinander zu lesen bzw. zu schauen.

Insgesamt ergibt das multimediale Werk eine spannende und wertvolle Quelle, die sowohl für Fachleute als auch, und vor allem, für ein breiteres Publikum interessant sein wird. Leider ist nur eine tschechische Sprachversion vorhanden, was den Kreis der Rezipient/inn/en einengt. Die mit Blick auf einen möglichst breiten Leserkreis getroffene Entscheidung, keine umstrittenen oder politisch missliebigen Personen einzubeziehen, ist für Wissenschaftshistoriker/innen schade, kann aber nicht wirklich moniert werden. Auch fällt ein gewisses Übergewicht der Lebenswissenschaften ins Auge, was sich mit den Arbeitsschwerpunkten der Hrsg. erklärt. Insgesamt sollten aber alle Historiker/innen, die sich für Tschechien und die intellektuelle Kultur Ostmitteleuropas interessieren, unbedingt ein Auge auf diese Edition werfen, sei es auf die DVDs oder auf die gedruckten Bände.

Moskva

Jan Surman

Stephan Lehnstaedt: Imperiale Polenpolitik in den Weltkriegen. Eine vergleichende Studie zu den Mittelmächten und zu NS-Deutschland. (Einzerveröffentlichungen des Deutschen Historischen Instituts Warschau, Bd. 36.) fibre. Osnabrück 2017. 527 S., Ill. ISBN 978-3-944870-57-1. (€ 48,-)

Vor allem im Zusammenhang mit Jahrestagen werden immer wieder einmal Fragen nach einem Vergleich der beiden Weltkriege gestellt, insbesondere was den Krieg im Osten betrifft. Aber erst die in den letzten Dezennien opportune transnationale Perspektive und das Erinnerungsparadigma haben solche Fragestellungen geschärft und zu belastbaren Analysen geführt, die über das Wesen des „anderen Krieges“ Aufschluss geben. Das vorliegende Buch wendet sich diesem Problemkreis nun mit Polen als einem herausragenden Beispiel zu.

In seiner umfangreichen Einführung (S. 9-41) beschreibt Stephan Lehnstaedt den Gegenstand seiner Arbeit als eine Untersuchung, die „nach gleichen und unterschiedlichen Prinzipien [...] in drei Generalgouvernements [Lublin und Warschau im Ersten und Polen im Zweiten Weltkrieg – R. S.], die sich aus imperialen Vorstellungen entwickelten“, frage. „Der Schwerpunkt liegt auf den Strategien der zwei konkurrierenden und zugleich verbündeten Kaiserreiche im Ersten Weltkrieg. [...] Der Vergleich mit dem Generalgouvernement Warschau und der nationalsozialistischen Okkupation verspricht allerdings zusätzliches Erkenntnispotential für alle drei Reiche“ (S. 17 f.). Die hier angedeutete Schwerpunktsetzung findet im Aufbau der Monografie eine konsequente Umsetzung.

Das Buch ist im Wesentlichen chronologisch gegliedert und arbeitet das Ereignis „Besatzungspolitik“ in vier Kapiteln ab, die sich vergleichbaren Schwerpunkten zuwenden. Dabei fällt eine Disproportion zugunsten des Ersten Weltkriegs ins Auge: Drei Kapitel behandeln nach einer kurzen historischen Einführung über Polen in der Teilungszeit den Zeitraum 1914-1918 (S. 68-353). Unter der Überschrift „Voraussetzungen der Fremdherrschaft“ widmet sich der Autor Inhalten und Strukturen einer „Polenpolitik“ zwischen „Berlin, Wien, Warschau und Lublin“. In einem weiteren Unterkapitel beleuchtet er die Vorstellungen der Besatzungsmächte über Polen und Juden (diese wie auch andere, weitergehende Untergliederungen werden im Inhaltsverzeichnis nicht angezeigt). Kap. 2 widmet sich „Politischen Strategien“ und untersucht die Dynamik der Besatzung in ihrer Zielstellung und politischen Handlung bei der Durchsetzung von Herrschaft. Kap. 3 behandelt

schließlich die konkreten Infrastrukturmaßnahmen und ihre „Folgen für Besatzer und Besetzte“.

Kap. 4 ist unter der Überschrift „Kontinuitäten und Brüche der Machtentfaltung vom Ersten zum Zweiten Weltkrieg“ (S. 355-453) das eigentliche Vergleichskapitel, umfasst aber im Wesentlichen nur den Zeitraum 1939-1945. Zu Beginn stellt L. fest, dass „[u]ngeachtet der nicht erfolgten Bezugnahme auf den Ersten Weltkrieg [...] 1939 gewisse Überlegungen, was konkret mit einem besetzten Polen geschehen solle“, existierten (S. 370) und für „1939 [...] deshalb genau wie für 1914 [gelte]: es existierten schlicht keine genaueren, von militärischen oder zivilen Fachleuten ausgearbeiteten Pläne für eine ‚Nutzbarmachung‘ des besetzten Polen“ (S. 373). Das vierte Kapitel als Vergleichskapitel zu gestalten, ist nicht uninteressant, aber inkonsequent. Es kann die Disproportionen in der Abhandlung (1914-1918 300 Seiten – 1939-1945 plus Vergleich 100 Seiten) nicht rechtfertigen, zumal der Vergleich recht formal verläuft, indem angelehnt an die Schwerpunkte der ersten drei Kapitel die nationalsozialistische Besatzungspolitik geschildert wird, um sie dann in wenigen Seiten dem Verfahren von 1914 bis 1918 gegenüberzustellen. Ein solches Vorgehen ist auch nicht durch den besseren Forschungsstand für den Zweiten Weltkrieg gerechtfertigt. Dieses summarische Vorgehen ist sicherlich die gebräuchlichste Form des historischen Vergleichs. Wesentlich aussagekräftiger, aber auch anspruchsvoller, wäre es gewesen, wenn der Autor die einzelnen von ihm gewählten Problemfelder als Ausgangspunkt des direkten Vergleichs genommen und ihn entlang dieser Spezifika, durchaus chronologisch, entwickelt hätte. Es wäre dadurch möglich gewesen, tiefer in die Fragestellungen einzusteigen, die Erkenntnisse mit größerer Bewegungsfreiheit zu abstrahieren und damit dem formulierten Ziel, „eine Steigerung der Komplexität“ zu erreichen, „die letztendlich weitergehende Schlussfolgerungen erlaubt“ (S. 31), näherzukommen. Wenn der Autor auf Grundlage des Vergleichs eine spezifisch deutsche Kriegsführung konstatiert, so provoziert dies neue Vergleichsebenen mit der Kriegsführung anderer Länder und somit eine weltkriegsgeschichtliche Perspektive. Die unter „Über deutsche und nationalsozialistische Sonderwege. Ein Fazit“ angebotenen wenigen Exkurse reichen nicht aus und sind lediglich Hinweise.

Obwohl der Autor in der Einleitung verschiedene Imperialismuskonzepte beschreibt (S. 32-38), bleiben der Buchtitel und damit auch die Zielstellung kryptisch: „Die Studie wird also Bedingungen und Effekte imperialer Politik in Polen [...] zum Gegenstand haben“ (S. 29). Imperialismus schließt zwar den Krieg ein, entwickelt aber ein weitaus größeres Spektrum und ließe sich folgerichtig nur in einem Gesamtkonzept politischer Strategien in weitergefassten territorialen und zeitlichen Dimensionen darstellen. Es geht im vorliegenden Buch schlichtweg um Krieg und Besatzungspolitik. Hier hat es seinen Platz und füllt ihn auch ansprechend aus.

Im Text bietet das Buch eine Reihe von Tabellen. Im Anhang befinden sich zwei Karten und ein Originaldokument: „Die Sicherheitslage im Gouvernement Lukow April-September 1918. Auszüge aus dem Kriegstagebuch des Militärgouverneurs“. Das Werk verfügt über ein Personen- und Ortsregister.

Rostock – Toruń

Ralph Schattkowsky

Pawel Zimniak: Großer Krieg kleiner Leute. Perspektivierungen des Ersten Weltkriegs in der polnischen Literatur 1914-1920. (Formen der Erinnerung, Bd. 62.) V&R unipress. Göttingen 2016. 222 S. ISBN 978-3-8471-0558-9. (€ 40,-.)

Die polnische Literatur des 19. Jh. trug wesentlich dazu bei, dass sich in Polen ein kulturelles und historisches Gedächtnis herausbildete. Literarische historische Erzählungen beförderten eine kollektive, die Teilungsgrenzen übergreifende Identität und ein mit Patriotismus verbundenes politisches Ethos. Polnische Erzähler, die während des Ersten Weltkriegs über die Kriegserfahrungen schrieben, griffen die tradierten Sinnstiftungen und Identifikationsmuster auf und verwoben diese in die Lebensgeschichten ihrer Figuren. Die-

sen Romanen hat der polnische Germanist Paweł Zimniak eine vielschichtige literaturwissenschaftliche Studie gewidmet. Diese erste deutschsprachige Monografie über polnische Literatur im Umfeld des Ersten Weltkriegs analysiert die Art und Weise, in der die Erzählungen die ver- und zerstörenden Wirkungen des zur Kriegswelt gewandelten Raumes auf die individuelle Psyche und die zwischenmenschlichen Beziehungen präsentierten, die nach dem Krieg aus dem kollektiven Gedächtnis verbannt wurden. Dabei beschreibt Z. die Erlebnisse der Romanfiguren als ein Geschehen, das sich an der Peripherie der Weltgeschichte abspielte, einer Peripherie, in der sich die verschiedenen Ereignisstränge mit den individuellen psychischen und psychosozialen Dispositionen zu neuartigen existenziellen Problemlagen bündelten.

In der Einleitung erörtert Z. die erinnerungskulturellen Funktionen und den gemeinschaftsstiftenden Sinn historischer Erzählungen. Die Literatur sei Ort gemeinsamen Erinnerns von Erfahrenem. Andererseits könne sie durch einen symbolisch aufgeladenen Raum neue Sinnhorizonte und kollektive Selbstbilder gestalten. Das historische Gedächtnis habe während des Ersten Weltkriegs in Polen einen wichtigen Anteil an der Sinnstiftung gehabt, und die untersuchten Erzählungen, so Z., seien Medium des Gedächtnisses spezifischer Kriegserfahrungen gewesen. Indes diskutiert er nicht, ob oder in welcher Weise die wenig rezipierten Werke auch an einer kollektiven Sinnstiftung beteiligt waren. Eher spricht sich Z. implizit dafür aus, solche Literatur in Prozesse kollektiver Identitätsstiftung zu integrieren.

In der Studie geht es auch um eine auf den Krieg bezogene historische Anthropologie, bei der die Romane als Quelle fungieren und mit der die Literaturanalyse bisweilen verschmilzt. Z. übt Kritik an einer Geschichtswissenschaft, welche die Ereignisse überwiegend aus einer Vogelperspektive betrachte und als alleinige Deutungsgrundlage auffasse. Außerdem kritisiert er den einigen Geschichtsinterpretationen innewohnenden Determinismus, der das Geschehene in einen linear gedachten Kausalzusammenhang stelle und als zwangsläufiges Resultat historischer Prozesse interpretiere. Kontingenz und singuläre Vorfälle jenseits der großen Ereignisse blieben dabei unberücksichtigt. Erst die jüngste Geschichtswissenschaft nehme die offenen, oszillierenden Augenblicke, den Schwebezustand, der einschneidenden Ereignissen oftmals vorausgehe, ernst. Für ein tieferes Verständnis vom Krieg plädiert Z. für die Einbeziehung individueller und regionaler Erfahrungen, einmaliger, aber auch irrationaler Phänomene. Eine solche Erzählweise, wie sie der Literatur eigen sei, könne auch erklären, in welcher Weise individuelle und kollektive Identitäten ineinandergreifen.

Zudem untermauert Z. seine Literaturinterpretation mit einer Kritik an gegenwärtigen Entwicklungen innerhalb der Erinnerungskultur. Diese werde durch die Öffentlichkeit zunehmend zur oberflächlichen Anlasskultur reduziert. Wünschenswert sei hingegen, dass die individuelle und kollektive Erinnerung miteinander kommunizierten. Regionale Spezifika ebenso wie „verschiedene vergangene Gegenwarten“ (S. 13) sollten ins Gedächtnis aufgenommen und, wie in der Literatur, Schatten, Verleugnetes und Tabuisierte, zugelassen werden, damit sich individuelle und kollektive Identitäten herausbildeten.

Die Analyse ist nach den Hauptthemen der Romane gegliedert: heroische Selbstaufgabe im bewaffneten Kampf für die Unabhängigkeit (Thema der Legionenliteratur), Trennung und Tod, existenzieller Ruin, Gewaltakteure und Profiteure sowie Flucht. Die Charaktere der Legionenliteratur verstehen sich als Freiheitskämpfer, die ganz dem nationalen Pathos verfallen. Bei dieser Literaturgattung sei die Bewusstseinslage der Figuren ganz von der Ideologisierung des freiwilligen Martyriums bestimmt, sie leuchte aber auch deren „subjektive Realitäten“ (S. 51) aus. Bei der Deutung von Adam Krechowickis Erzählung *Nr. 44* tritt zutage, dass durch die Auseinandersetzung mit der Familie politische Weltbilder infrage gestellt werden konnten: Der Protagonist, ein verwundeter, über seine Kindheit sinnierender Soldat, bemerkt Unstimmigkeiten im stets hochgehaltenen Bild von der inneren Einheit Polens; denn diese widersprachen den Konstellationen innerhalb seiner Familie. Der Sozialist Andrzej Strug ging Z. zufolge im Roman *Chimera* (Die Chimäre) bei der

Demontage der nationalen Mythen noch weiter. Die Chimäre versinnbildliche die politische und gesellschaftliche Zerrissenheit Polens. Andererseits symbolisiere sie die Selbsttäuschung und den Utopismus der Gesellschaft, die glaube, dass es einen inneren Zusammenhalt gebe und die polnische Unabhängigkeit die offenen Fragen lösen würde. Die von Zofia Nałkowska geschaffene Figur Graf Emil hingegen ziehe aus einem Bedürfnis, die empfundene psychische und physische Schwäche in Stärke zu verwandeln (S. 67 f.), in den Krieg und hoffe, dadurch einen Ausweg aus seiner inneren Orientierungslosigkeit zu finden. Aber er erfährt den Krieg als ein banales Alltagsgeschäft, nimmt seine eigene Verblendung wahr und stirbt.

Das nächste Kapitel behandelt die Romane, in deren Mittelpunkt der Tod, die Auflösung von Bindungen und versehrte Körper stehen. In den Erzählungen Tadeusz Frenkiels und Roman Hercul' wird die Symbolik der toten und leidenden Körper interpretiert. Danach untersucht Z. Erzählungen über gebrochene und ökonomisch ruinierte Existenzen: In der Deutung von Hercul' Erzählung *Brief aus dem Lazarett* wird die Hoffnungslosigkeit der Verwundeten ergründet. Der Psyche von Geflüchteten und der Raumwahrnehmung durch die „Gratwanderer“ (S. 169) ist das folgende Kapitel gewidmet. Der Erzählraum decke sich hier mit dem Fluchraum, der stark emotional besetzt und daher „Empfindungsraum“ (S. 170) sei.

Dabei befasst sich der Germanist eingehend mit der literarischen Gestaltung. Er betont, dass das Erzählerische speziell bei diesen Texten, die sich mit den psychischen Wandlungen des Individuums im Krieg auseinandersetzen, vom Spiel mit dem Wechselverhältnis zwischen Raum und Figur lebe. Z. legt an vielen Stellen der Studie dar, dass die Erzählweisen oft durch die Intensität sinnlicher Präsenz des Krieges und der „sinnlichen Wahrheitspräsenz der Erfahrung“ (S. 189) geprägt seien. Bei manchen Texten sei die Betonung der sinnlich-emotionalen Wahrnehmung der Außen- und Kriegswelt mit einer Erzählweise verbunden, innerhalb derer der (Erzähl-)Raum als Ort von „Subjektkonstitution“ fungiere (S. 67). Umgekehrt werde der Raum häufig als Produkt der Sinnggebung, und in diesem Sinne auch als Konstruktion durch die Figuren, präsentiert. Diesen erzähltechnischen Aspekten ist das letzte Kapitel gewidmet. Darin werden die Gestaltungsmittel ausführlich erörtert, mit denen die Autoren das „Verhältnis zwischen Raum und Figurenhandeln“ darstellen und die „sinnliche Raummodellierung“ (S. 181), bei welcher der Raum aus der Wahrnehmung durch die Figur aufgebaut wird, erzählerisch meistern.

Die poststrukturalistische Lesart von Z.s Analyse zeigt sich in seinem Verzicht, die erzählerischen Komponenten stringent zu systematisieren. Sie konzentriert sich ganz auf die literarische Präsentation der psychischen Szenarien im Kriegsraum und die ihr zugrunde gelegten erzählerischen Konzepte. Die Figuren fasst Z. als potenziell reale Charaktere auf, deren Triebkräfte, innere Konflikte und Wahrnehmungsweisen er sprachlich durchdringen will. Dafür schafft er eine eigene Ästhetik: Mittels Wortreihungen, semantischer Modifikationen und Neologismen werden die seelischen Vorgänge, Affekte und Wahrnehmungen der Kriegsbeteiligten aus verschiedenen Perspektiven mikroskopisch und empathisch erfasst, mal auch emphatisch beschrieben. Dadurch nähert sich der Stil, im Sinne der dekonstruktivistischen Literaturkritik, einer literarischen Erzählweise. Bisweilen aber erschweren lange Wortreihungen etwas die Lesbarkeit des Textes.

Das Metathema der Arbeit ist die literarische Spiegelung der Entzauberung und Entmythisierung, die sich während des Krieges jenseits der gefeierten Ereignisse abspielten. Z. zeigt hierzu auf, in welcher Weise innerhalb der Romanfiguren die kollektiven Identifikationen mit den Kriegserlebnissen kollidieren. Eine wichtige Erkenntnis ist, dass damals ein psychologischer Realismus die langlebigen, von der polnischen Romantik initiierten Imaginationen in neuer Weise wahrnahm und subvertieren konnte. Auch Aporien gelangen zum Ausdruck: Diejenigen, für die Polen „Lebenssinn“ (S. 117) war, die sich für eine Idee von „Polen“ aufgaben und ihre sozialen Bindungen lösten, wurden durch ihre Opfer zu gesellschaftlichen Außenseitern. Es wird offenbar, dass damals, bei manchen Zeitgenossen und Intellektuellen, die sich intensiv mit den politischen Entwicklungen befassten und be-

reit waren, die überkommenen nationalen Werte infrage zu stellen, ein Bewusstsein für die Historizität der kollektiven Identifikationen entstand. Insgesamt stellt diese die literarische Beobachtung der Kriegserfahrungen 1914-1920 in den Blick nehmende Studie ein ausgesprochen lesenswertes Buch dar.

Halle (Saale)

Keya Thakur

Magdalena M. Wrobel Bloom: Social Networks and the Jewish Migration between Poland and Palestine, 1924-1928. (Studies in Jewish History and Memory, Bd. 8.) Peter Lang Edition. Frankfurt am Main u. a. 2016. 274 S., Ill. ISBN 978-3-631-67503-8. (€ 49,95.)

Lange Zeit betrachtete die Forschung die zionistische Einwanderung nach Palästina im späten 19. und frühen 20. Jh. als ein einzigartiges Phänomen, nicht vergleichbar mit anderen Migrationsbewegungen. Wie auch für viele weitere Aspekte jüdischer Geschichtsschreibung geschehen, wurde diese Einschätzung aber in den letzten Jahrzehnten immer stärker infrage gestellt. Wichtig ist hier insbesondere der israelische Historiker Gur Alroey, der auf die Heterogenität früher zionistischer Einwanderung hinweist und damit verdeutlicht, dass diese bei weitem nicht nur aus idealistischen Pionieren bestand, sondern eine ganze Reihe von Faktoren für die Entscheidung, nach Palästina zu migrieren, eine Rolle spielte.¹

Aufbauend auf Alroey und andere einschlägige Forschungen zielt auch Magdalena M. Wrobel Bloom darauf ab, die Geschichtsschreibung zur zionistischen Einwanderung zu hinterfragen. Sie beschäftigt sich mit der Einwanderung polnischer Juden in der zweiten Hälfte der 1920er Jahre, die als vierte Einwanderungswelle (Allija) bekannt ist. Als Hintergrund für diese Einwanderung werden gemeinhin Reformen im Steuersystem der Zweiten Polnischen Republik unter dem Ministerpräsidenten Władysław Grabski benannt, die vor allem mittelständische Juden empfindlich trafen. Durch diese Reformen in ihren ökonomischen Perspektiven beschnitten, machten sich vor allem Mitglieder des jüdischen Mittelstands auf den Weg nach Palästina. Im Gegensatz zu früheren Einwanderern wurde diesen in der Folge eine fehlende ideologische Motivation unterstellt. Dieser mangelnde Enthusiasmus wird dann gemeinhin auch dafür verantwortlich gemacht, dass in den späten 1920er Jahren eine relativ hohe Anzahl polnischer Migranten Palästina wieder verließ.

In ihrer Studie, die aus einer bereits 2013 an der LMU München verteidigten Dissertation hervorgegangen ist, macht sich die Vf. daran, dieses Narrativ zu revidieren. Gestützt auf Erkenntnisse der allgemeinen Migrationsforschung widerspricht sie der Annahme, die ökonomische Krise im Polen der Zwischenkriegszeit und die Einreisebeschränkungen in die USA für jüdische Einwanderer aus Ostmitteleuropa seien ausreichende Erklärungen für diese Migration. Im Gegensatz zu solchen Erklärungsansätzen stellt W. B. die weitreichenden Netzwerke polnischer Juden in den Mittelpunkt ihrer Untersuchung. Außerdem will sie Begriffe wie „Emigranten“ und „Immigranten“ zugunsten ergebnisoffenerer Beschreibungen aufgeben, denn bei den Akteuren ihrer Studie habe es sich um „transnational migrants, who both emigrated and immigrated multiple times“ gehandelt (S. 248). Damit hinterfragt sie gleichzeitig die starren zeitlichen Einteilungen zionistischer Geschichtsschreibung.

W. B. zeichnet diese Migrationsprozesse anhand umfangreicher Quellenstudien nach, die nicht nur die zionistische Presse in Polen wie in Palästina und öffentliche Deklarationen, sondern vor allem auch private Aufzeichnungen und Korrespondenzen von Migranten selbst umfassen. Dabei gelingt es ihr, ein differenziertes Bild dieser Netzwerke wie auch

¹ GUR ALROEY: *An Unpromising Land. Jewish Migration to Palestine in the Early Twentieth Century*, Stanford 2014.

der vielschichtigen sozialen und kulturellen Spannungen zwischen Neueinwanderern und bereits in den zionistischen Siedlungen etablierten Kräften nachzuzeichnen. Über die sorgfältige Analyse von Bevölkerungsstatistiken stellt die Vf. außerdem bisher verbreitete Annahmen überzeugend infrage; wie etwa diejenige, die fehlende ideologische Überzeugung der polnischen Einwanderer sei für die hohen Rückwanderungszahlen in den späten 1920er Jahren verantwortlich zu machen. Indem sie den gesamten Migrationsprozess in den Blick nimmt und sich nicht auf Ankunft und Leben ihrer Akteure in den jüdischen Siedlungen beschränkt, macht W. B. darüber hinaus auf die transnationalen Dynamiken der jüdischen Gemeinschaften in Polen und Palästina aufmerksam.

Zu bedauern ist der Dissertationscharakter des Buches, dem eine gründliche Überarbeitung durchaus gut getan hätte. Überblicksdarstellungen zu Beginn der Studie sowie eher oberflächlich gehaltene Diskussionen zur Kritik der benutzten Quellen hätten gekürzt und zugespitzt werden können. Der durchaus spannende Blick auf zionistische Informationskampagnen in der polnisch-jüdischen Presse (Kap. 2) ist zu grobschlächtig und fördert damit vor allem die zu erwartenden Narrative zutage. Spannender wäre hier die Frage gewesen, wie sich diese Narrative auf die Migranten und deren Selbstbilder auswirkten. Auch hätten die mittlerweile umfangreiche allgemeine Literatur zu Migration, sowie seit dem Abschluss der Dissertation erschienene Werke zu jüdischen Migrationsbewegungen, noch sorgfältiger eingebunden werden können.² Dem Verlag ist die schlechte Qualität der abgedruckten Schaubilder anzukreiden, die zum Teil die dort vermittelten Informationen unkenntlich macht (etwa die genaue Aufteilung verschiedener Visa-Kategorien, S.129).

Nichtsdestotrotz gelingt es W. B., eine Vielzahl interessanter Erkenntnisse über die in der israelischen Geschichtsschreibung immer noch mit vielen Mythen behaftete vierte Einwanderungswelle anhand individueller Schicksale zutage zu fördern und teleologische Darstellungen jüdischer Migration zwischen Ostmitteleuropa und Palästina zu hinterfragen. Damit leistet die Autorin gleichzeitig einen wichtigen Anstoß für weitere historiografische Unternehmungen.

München

Daniel Mahla

² So etwa der Schwerpunkt zu Migration in: *Eastern European Jewish Affairs* 44 (2014), 2-3, mit wichtigen Beiträgen von Jonathan Dekel-Chen, Eli Lederhendler, Frank Wolff, Kenneth B. Moss und Anna Liphardt, deren migrationstheoretischen Erkenntnisse der Studie wichtige Impulse hätten geben können.

Ines Luft: Eduard Winter zwischen Gott, Kirche und Karriere. Vom böhmischen katholischen Jugendführer zum DDR-Historiker. Leipziger Universitätsverlag. Leipzig 2016. 602 S., Ill. ISBN 978-3-86583-258-0. (€ 55,-)

Die Person des katholischen Priesters und Historikers Eduard Winter (1896-1982) ruft, gemessen an seinem wissenschaftlichen Nachlass, nach wie vor ein ungewöhnlich großes Interesse hervor. Dies liegt an seinem Lebensweg, der in scheinbar widersprüchlichen Rollen durch die Tschechoslowakei der Zwischenkriegszeit (als in der deutschen katholischen Jugendbewegung engagierter Priester sowie als Theologe und Kirchenhistoriker an der Deutschen Universität in Prag), das Protektorat Böhmen und Mähren (als nunmehr exkommunizierter Institutsleiter an der Reinhard-Heydrich-Stiftung) und die DDR (als Geschichtspräsident in Halle und Berlin) führte. In ihnen spiegeln sich die politischen und sozialen Veränderungen des 20. Jh. in Ostmitteleuropa wider. Bisher fehlte eine gründliche Biografie, die das bewegte Leben Winters sinnvoll in den politischen, sozialgeschichtlichen, theologischen und historiografischen Kontext einfügt. Diese Lücke versucht nun Ines Luft mit einer umfangreichen Studie auszufüllen.

Die Publikation beruht auf einer bereits 2006 verteidigten Dissertation. Die Vf. bezieht zwar die seitdem erschienene Literatur mit ein, verzichtet jedoch überraschenderweise auf jegliche Bewertung gerade jener Studien, die sich direkt Winter widmen, und hat sie ledig-

lich in das Literaturverzeichnis aufgenommen. Auf der anderen Seite hat sie sämtliche verfügbaren Quellen aus Archiven in Deutschland, Österreich und der Tschechischen Republik erschlossen. L. verwendet als Erste überhaupt Winters persönliche Tagebücher (bzw. Kalendereinträge) und analysiert sie insbesondere hinsichtlich seines Wirkens in der DDR. Für die Schlüsselperiode der 1930er und den Beginn der 1940er Jahre waren sie offensichtlich unbrauchbar. Aber dennoch hat die Autorin wertvolle Arbeit geleistet, denn die Quellen amtlicher Provenienz sagen nur etwas über die verschlungenen Pfade von Winters Zusammenarbeit mit den Vertretern des ostdeutschen Regimes aus, zu denen er – wie L. aufzeigt – im Rahmen seines Kampfes um seine wissenschaftliche Karriere neigte.

Winters akademische Karriere in Prag, Wien, Halle und Berlin ist ein wichtiges Thema, aber nicht der Kern der Studie. L. nähert sich Winters Biografie eher aus einer theologisch-historischen als aus einer sozialgeschichtlichen oder historiografischen Perspektive. Sie interessiert, was die Kontinuität in Winters scheinbar diskontinuierlichen Leben ausmachte. Die Antwort auf diese Frage suchte sie seinem persönlichen Verständnis von Glauben und Kirche. Aus diesem Blickwinkel analysierte sie Winters programmatische Texte für den katholischen Jugendbund Staffelstein und überdies auch seine Fachpublikationen. Hinsichtlich Winters historiografischer Texte stellt L. fest, dass er nur wenig Distanz zum untersuchten Material gewahrt und sich in diesen Texten auch häufig sein religiöses Denken widergespiegelt habe. Winter habe in den 1930er Jahren mit zwei Zungen gesprochen. Dies zeige sich in Texten für „Staffelstein“, in denen Nationalismus schrittweise an die Stelle christlicher Kategorien wie Liebe, Opferbereitschaft und Treue getreten sei. Parallel dazu behandelt L. auch Winters Verständnis von Kirche als mystischem Leib Christi und die ambivalente Einstellung des Priesters zur römisch-katholischen Amtskirche, die für ihn nur eine verweltlichte Institution der Macht darstellte. Später kamen fachliche Arbeiten und gelegentliche Vorlesungen, die sich der Geschichte und auch der Gegenwart der Kirche (z. B. im Zusammenhang mit dem 2. Vatikanischen Konzil) sowie dem religiösen Denken widmeten, hinzu, denen sich die Vf. mit kritischem Misstrauen nähert. Sie bewertet einige dieser späteren Schriften und Aussagen (in denen er z. B. Christus und Lenin verglich) aus Sicht der katholischen Theologie als durchaus blasphemisch.

In L.s Interpretation spielt die psychologische Konstitution von Winters Persönlichkeit eine wichtige Rolle. Sie sieht in ihm weniger einen katholischen Gelehrten und Historiker als vielmehr einen Priester, der zu einer bedeutenden Figur der jungen Katholiken der Zwischenkriegs-Tschechoslowakei wurde. Als ein „ungewöhnlich ehrgeiziger, häufig getriebener und immer zielstrebigere Mensch“ (S. 159) entschloss sich der Priester an der Wende von den 1930er zu den 1940er Jahren jedoch, den theologischen Dienst zu verlassen. Er gründete eine Familie und diente zunächst dem Nationalsozialismus und nach dem Krieg dem Kommunismus. L. erzählt also die Geschichte eines Priesters, der sich immer mehr vom katholischen Dogma abwandte und wegen seiner charakterlichen Eigenschaften in seiner Berufung letztlich enttäuschte. Ihr Buch kann somit auch als kritischer Kommentar zu Winter Autobiografie gelesen werden.¹ Allerdings neigt sie nicht selten zu einer intuitiv psychologischen Bewertung ihres Helden und betritt so methodisch unsicheres Terrain. Winters wird als begabter und charismatischer Mensch beschrieben, aber auch als selbstverliebte, karrieristische, sehr ambitionierte, kalt kalkulierende, gegebenenfalls machtgierige Person, die ihre Nächsten manipulierte. Ungewollt bilden so die zahlreichen im Text verstreuten psychologisierenden Anmerkungen einen dominanten Faktor ihrer Interpretation.

Dem Narrativ vom gefallenem katholischen Priester, der zugleich aber stets geltungsbüchtig geblieben ist, entspricht die dreiteilige Gliederung des Buches: 1896-1940 im

¹ EDUARD WINTER: *Mein Leben im Dienst des Völkerverständnisses*. Nach Tagebuchaufzeichnungen, Briefen, Dokumenten und Erinnerungen, Bd. 1, Berlin 1981; DERS.: *Erinnerungen (1945-1976)*, Frankfurt a. M. 1994.

Dienste des Katholizismus und Nationalismus, 1941-1947 im Dienste des Nationalsozialismus und der Neuanfang in Wien sowie 1947-1982 im Dienste des Sozialismus und Kommunismus. Hierdurch entfernt sich L. von Winters Selbstinterpretation, wo dieser seine innere Abwendung vom zugespitzten Nationalismus hin zum internationalistischen Sozialismus im Jahre 1945 als die entscheidende Zäsur betrachtet. Sie betont stattdessen, dass sich sein Leben in zwei Hauptabschnitte einteilen lasse: zunächst unter dem Mantel der katholischen Kirche und später unter dem Schutz des kommunistischen Regimes der DDR. Diese beiden längeren Zeiträume sind durch eine Zwischenperiode getrennt, was den falschen Eindruck erweckt, als ob sich bei den (Nach-)Kriegsjahren nur um eine Übergangszeit gehandelt habe. In Wirklichkeit waren dies aber entscheidende Jahre in seiner geistigen Entwicklung unter der Atmosphäre des Aufbaus zuerst des Nationalsozialismus und dann des Sozialismus.

L. berücksichtigt Winters theologisch-intellektuelle Entwicklung und akademische Karriere ebenso ausführlich wie dessen Privatleben und öffentliches Wirken, das besonders nach 1940 viel über das hohe Maß seiner Loyalität gegenüber dem Besatzungsregime aussagt, die wiederum zu seinem Karriereerfolg beitrug. Die Passagen über Winters Privatleben ermöglichen einen Einblick in eine bisher unbekannte Welt. Aus Winters Schatten tritt seine Ehefrau und langjährige Mitarbeiterin Maria. Nicht unbeantwortet bleibt auch die Frage nach dem Ausmaß von Winters Zusammenarbeit mit Geheimpolizei und Sicherheitsdiensten. Aus früheren Studien wissen wir bereits, wie Winters Zusammenarbeit mit SS und Reichssicherheitshauptamt aussah.² Hinsichtlich der Beziehung zur DDR-Staatssicherheit führt L. richtig aus, dass man nicht ohne Weiteres von einer Zusammenarbeit sprechen kann. Winter war für die Stasi von dauerhaftem Interesse, aber aufgrund der Brüche in seiner Biografie nur schwer zu fassen.

Die theologisch-historische Ausrichtung trägt dazu bei, dass die Autorin sich nicht für den Historiker Winter interessiert und so ihrer Interpretation eine wichtige Dimension fehlt. Wie sich seine in ganz unterschiedlichen Historiografien (u. a. Ostforschung und deutschböhmische sowie marxistisch-leninistische Geschichtsschreibung) entstandenen Arbeiten deuten lassen, wird nicht untersucht. Die zeitgenössische Rezeption seiner Publikationen bei Fachleuten und der Öffentlichkeit wird nur angedeutet. Außerhalb des Interesses der Autorin bleiben merkwürdigerweise auch einige wichtige Zusammenhänge, die zumindest indirekt mit „Staffelstein“ zusammenhängen, z. B. die ab Mitte der 1920er Jahre unternommenen Studienreisen in die Slowakei und die Karpatenukraine, deren Ergebnis, Winters 1926 erschienene Erstveröffentlichung, laut Ingo Haar mit der Genese der politisch instrumentalisierten Erforschung der deutsch besiedelten Gebiete in Osteuropa zusammenhängt.³

Aber auch hinsichtlich der von ihr gewählten theologisch-historischen Perspektive gibt sich L. mit einer Analyse der Texte von Winter zufrieden. Obwohl diese Analyse sorgfältig ist, sagt sie nur etwas über Winter aus (und über seine Beziehung zu „Staffelstein“). Der Leser, dem die zeitgenössischen theologischen Zusammenhänge unbekannt sind, wird beim Bestreben, Winters Verständnis theologischer Begriffe nachzuvollziehen, im Dunk-

² JIŘI NĚMEC: Eduard Winter (1896-1982). „Eine der bedeutendsten Persönlichkeiten der österreichischen Geistesgeschichte unseres Jahrhunderts ist in Österreich nahezu unbekannt“, in: KAREL HRUZA (Hrsg.): Österreichische Historiker 1900-1945. Lebensläufe und Karrieren in Österreich, Deutschland und der Tschechoslowakei in wissenschaftlichen Porträts, Wien u. a. 2008, S. 619-675, hier S. 663 f.

³ INGO HAAR: Sudetendeutsche Sprachinselforschung zwischen Volksgruppen-Bildung und Münchener Abkommen: Eduard Winter, Eugen Lemberg und die Nationalisierung und Radikalisierung des deutsch-katholischen Wissenschaftsmilieus in Prag (1918-1938), in: HANS HENNING HAHN (Hrsg.): Hundert Jahre sudetendeutsche Geschichte. Eine völkische Bewegung in drei Staaten, Frankfurt a. M. 2007, S. 207-242.

len tapfen. Dabei wäre es interessant zu erfahren, ob die bei ihrer Analyse festgestellte schrittweise Militarisierung und Verdrängung christlicher durch nationalistische Inhalte im Katholizismus in Mittel- und Osteuropa üblich oder ungewöhnlich waren, oder inwiefern man die nationalsozialistische Inklination von „Staffelstein“ mit der Rolle der Deutschen Christen im Protestantismus vergleichen kann. So bleibt L.s verdienstvolle Arbeit auf halbem Weg stehen. Ihre Auslegung ist in faktografischer Hinsicht verlässlich und stellt eine gute Grundlage für weitere Forschungen dar. Auf eine Analyse Winters als Historiker und auf eine nähere Verankerung seines reformkatholischen Zugangs im weiteren Kontext der deutschen katholischen Theologie wird der Leser noch warten müssen.

Brno

Jiří Němec

Ferenc Laczó: Hungarian Jews in the Age of Genocide. An Intellectual History, 1929-1948. (Central and Eastern Europe, Vol. 8.) Brill. Leiden – Boston 2016. XII, 239 S. ISBN 978-90-04-32464-0. (€ 119,-)

Ferenc Laczó's monograph is a groundbreaking study focused on Hungarian Jewish intellectuals from the interwar years, through the aftermath of the Second World War. He shows that Hungarian Jewish identity, although generally very Hungarian, was not nearly as monolithic as is often portrayed. Moreover, he shows that Jewish intellectuals engaged in diverse ways with the deteriorating situation of Hungarian Jewry and the unfolding Shoah. After the war their writings were important in setting the tone of public discourse for years to come.

Drawing on sources such as the yearbooks of the Israelite Hungarian Literary Society (Izraelita Magyar Irodalmi Társulat), the journal *Libanon* and the *Ararát* yearbooks, L. points out seven different options for Hungarian-Jewish identity that were articulated by scholars associated with the Budapest Rabbinic Seminary in the early interwar period. Four were 'various takes on dual identity' (p. 29), seeing both parts as harmonious. The fifth contended that Hungarian-Jewish identity contained an inner conflict because of an over-emphasis on the Hungarian component. The sixth idea posited a complete merger between the Hungarian and Jewish parts of identity, while the seventh suggested that Jews should serve Hungary as true patriots (pp. 31-33).

Other writers continued to evince diverse approaches to Jewish identity; examples are Jenő Zsoldos and József M. Grózinger, who wrote frequently in *Libanon*. The former promoted assimilation and integration, whereas the latter posited that there was a Jewish cultural 'essence' with universal implications (p. 58).

The passage of laws restricting Jews also engendered a variety of assessments regarding the new situation. Writing in 1940, Ernő Munkacsi believed the lack of true emancipation was the core issue, whereas Géza Ribáry, László Bakonyi and György Polgár essentially accepted the widespread notion that Jews played too large a role in Hungarian society and economy, and that the restrictive laws were necessary (p. 69). The editor of *Ararát*, Aladár Komlós, thought the advent of restrictive laws signaled that Jews should turn inward. And Mózes Bisseliches, writing in *Ararát*, felt the situation was a strong justification for Zionism (pp. 70-72).

'What did they know?' about the events of the Shoah at the time in Hungary remains a contested issue, especially in public discourse. There is a strong body of scholarship that shows that information was available before the German occupation in 1944, although this does not mean that there was an unambiguous understanding of the Shoah. This is clearly reflected in the pages of *Libanon* and *Ararát* presented by L. Throughout the 1930s, for example, Fülöp Grünvald followed Jewish persecution in Germany closely. By 1942 he had written about ghettos, deportations, resettlement of Jews to Transnistria, and 'the place of dying European Jewry' (p. 94). Ernő Szilagyí, a member of the Zionist Relief and Rescue Committee, also addressed the murder. In 1943 he wrote about the 'perdition of Eastern European Jewry', and about grass starting 'to grow on the millions of new graves in the

Galuth [diaspora]' (p. 64). L. explains that although the portrayals were imperfect—few Holocaust victims were buried in traditional cemeteries, for example—readers could readily know that fellow European Jews were being murdered in great numbers.

The second half of the book examines how survivors framed their experiences in testimonies and in early publications. Using statistical analysis of the language used in testimonies given immediately after the war to the National Committee for Attending Deportees (Deportáltakat Gondozó Országos Bizottság), Laczó suggests that survivors made important distinctions about aspects of their experiences 'and thereby produced original and valuable historical knowledge as early as 1945-46' (p. 123).

Analyzing early memoirs by Jews, Christians who had been regarded as 'racially' Jewish, and former political prisoners, L. shows how each group emphasized different features of persecution. Those who had been persecuted for political reasons tended to see the German occupation as the beginning of the trouble and 'relate only marginally to the genocide committed against European Jews' (p. 160), whereas Jewish survivors highlighted more diverse experiences, less political lessons and more personal search for meaning. This, according to L., contributes to our 'understanding of how the anti-fascist consensus was made through personal stories of the persecuted and why this emerging consensus consigned the history and the memory of the extermination of Hungarian Jews to a rather marginal position' (p. 160).

Lastly, L. turns his attention to early Hungarian historical writing about the Shoah, comparing monographs by Sámuel Löwinger (Germánia "prófétája", a náciizmus száz esztendeje), Ernő Munkácsi (Hogyan történt?), Jenő Lévai (Zsidósors Magyarországon), and Endre Sós (Európai fasizmus és antiszemitizmus).¹ He praises Löwinger for his seminal exploration of the intellectual roots of Nazism. He considers Munkácsi's writing to be a rather apologetic presentation of Jewish leadership in Hungary despite Munkácsi's belief that the leaders had failed. Munkácsi also emphasized the role of the Hungarian Gendarmerie in the destruction. But echoing writings before the war, L. writes, he 'still seemed to believe in the "common fate" of Jews and Hungarians. For him the last year of the war was a tragedy for Jews and Hungarians' (p. 176). Jenő Lévai, in L.'s words, 'was arguably the crucial pioneer of Holocaust historiography in Hungary' (p. 177). Critical of both Jewish and Hungarian behavior, Lévai still assigned primary responsibility for the Shoah to the Germans. Lastly, the communist Endre Sós wrote about the Holocaust in a broader European perspective. His view of Jewish behavior was ambivalent, even contradictory, viewing the Jewish population as fighting anti-fascists but also as normative Europeans (p. 190).

Unfortunately, to this reader's taste, the book is marred by a heavy-handed academic style. Had a good editor taken it in hand, it might have been made more readable without impairing the content. Nonetheless, this is a book that scholars and others who are interested in the Holocaust in general, and the Holocaust in Hungary in particular, should read. In tandem with Mary Gluck's excellent study² which touches upon some of the issues L. addresses about Jewish self-understanding, but regarding an earlier period, we now have a

¹ DAVID SAMUEL LÖWINGER: 'Germánia prófétája'. A náciizmus száz esztendeje [The 'Prophet of Germany'. One Hundred Years of Nazism], [Budapest] 1947; ERNŐ MUNKÁCSI: *Hogyan történt? Adatok és okmányok a magyar zsidóság tragédiájához* [How Did It Happen? Data and Documents about the Hungarian Jewish Tragedy], [Budapest] 1947; JENŐ LÉVAI: *Zsidósors Magyarországon* [Jewish Fate in Hungary], [Budapest] 1948; ENDRE SÓS: *Európai fasizmus és antiszemitizmus* [European Fascism and Antisemitism], [Budapest] 1948.

² MARY GLUCK: *The Invisible Jewish Budapest Metropolitan Culture at the Fin de Siècle*, Madison—London 2016.

pair of excellent scholarly sources for exploring diversity and change in Hungarian Jewish identity and self-understanding during a tumultuous period.

Jerusalem

Robert Rozett

Monika Polit: Mordechaj Chaim Rumkowski – Wahrheit und Legende. „Meine jüdische Seele fürchtet den Tag des Gerichts nicht.“ (Klio in Polen, Bd. 18.) fibre. Osnabrück 2017. 271 S., s/w Abb. ISBN 978-3-944870-02-1. (€ 29,80.)

Die Warschauer Holocaust-Forscherin und Übersetzerin aus dem Jiddischen Monika Polit beabsichtigt mit dem vorliegenden Buch eine Neubewertung der historischen Rolle Mordechaj Chaim Rumkowskis (1877-1944). Hervorgegangen ist es aus ihrer am Institut für Literaturforschung der Polnischen Akademie der Wissenschaften bei Jacek Leociak entstandenen Dissertation von 2011. Im Jahr darauf im polnischen Original erschienen¹, hat sie die Debatte um die ausweglose Lage der Judenräte im nationalsozialistisch beherrschten Europa einmal mehr beflügelt und in mancher Hinsicht auf verlässlichere Grundlagen gestellt.

Unter der Überschrift „Der Judenrat als Quadratur des Kreises“ führen Hans-Jürgen Bömelburg und Jürgen Hensel in dieser deutschen Ausgabe zunächst in die Problematik des Gettos Litzmannstadt und seines nach wie vor umstrittenen „Ältesten des Judenrats“ ein. P.s Ausgangspunkt ist die erstmals auf mehr als 40 Seiten gewissenhaft einbezogene Biografie Rumkowskis in den Jahren bis 1939, in denen er Leiter des jüdischen Waisenhauses „Helenówek“ in Lodz war und zudem als Lokalpolitiker und Zionist hervortrat. Habe die Vf. Rumkowski im Einklang mit landläufigen Vorstellungen anfänglich als „einen von übertriebenem Ehrgeiz zerfressenen, nahezu ungebildeten, palavernden und jähzornigen Alten“ betrachtet, so sehe sie in ihm nun „einen energischen sozial engagierten, politisch aktiven und zielstrebig handelnden Menschen sowie einen polemisch geübten Redner“ (S. 83). Diese neue Erkenntnis beeinflusste sie dann maßgeblich bei der Aufgabe, Rumkowskis Handlungen und Entscheidungen unter der nationalsozialistischen Herrschaft zu interpretieren.

Im zweiten Kapitel analysiert P. die Entwicklung des Redners Rumkowski, im dritten geht sie auf dessen Spiegelungen in Szmul Rozensztajns „Notizbuch“², in der jiddischsprachigen „Getto-Zeitung“ und in der Getto-Chronik ein. Sodann blickt P. auf „Rumkowski als Briefadressat und Protagonist von Satire“ (S. 165) sowie auf „literarische Bewertungen und Interpretationen“ (S. 219). Dabei weist sie u. a. zu Recht darauf hin, dass ein heute lächerlich anmutender Führer-Kult im Europa der Weltkriegs- und Zwischenkriegsjahre weit verbreitet war, sodass Rumkowskis Geltungsbedürfnis und sein Verlangen, im Mittelpunkt zu stehen, nicht allein ausschlaggebend für seinen schlechten Ruf war (S. 194). Anschuldigungen, wonach der autoritäre Judenrats-Vorsitzende sadistisch veranlagt gewesen sei und wiederholt Kinder missbraucht habe, tritt Polit entgegen und bezweifelt, dass sie auf Tatsachen beruhen. Sie erkennt dahinter – wohl nicht zu Unrecht – Sensationshascherei, wobei Teile der fiktionalen Holocaust-Literatur ein vermutetes großes Interesse der heutigen Leser an solchen Details befriedigen wollten. Rumkowskis Schwäche „für volljährige, hübsche junge Frauen“ ist unstrittig, aber wer dies kritisiere, müsse dann auch Äußerungen ernst nehmen, wonach er von Kindern des Gettos als „ein wirklicher Vater, der sich um uns gekümmert hat“, bezeichnet wurde (S. 69).

Die Vf. geht mit der Dämonisierung Rumkowskis in der sogenannten *Holocaust literature* hart ins Gericht – so sehr, dass sich die Redakteure der deutschen Fassung, Hensel und Małgorzata Sparenberg, dazu veranlasst sahen, einige Aussagen der polnischen

¹ MONIKA POLIT: Mordechaj Chaim Rumkowski – prawda i zmyślenie. „Moja żydowska dusza nie obawia się dnia sadu“, Warszawa 2012

² SZMUL ROZENSZTAJN: Notatnik, hrsg. von MONIKA POLIT, Warszawa 2008.

Originalversion „mit dem Einverständnis der Autorin“ zu streichen bzw. abzumildern (S. 34, Anm. 76). Ob ein solcher Eingriff nötig war, sei dahingestellt. Insgesamt ist den Beteiligten für diese „Neuinterpretation“ der Quellen (S. 33) und die daraus hervorgegangene – und lange überfällige – „Revision“ (S. 38) des Bildes von Rumkowski zu danken. Sie wird dem Lebenswerk des Politikers und Zionisten weit mehr gerecht als der Großteil der bisherigen oft einseitigen, verzerrenden Darstellungen, die nicht ohne Zorn und Eifer auskommen (wollen). Wie es in der Einführung zusammenfassend heißt, hat P. ihren eigenen Kritiker/inne/n entgegengehalten, die Forschung müsse „zur Kenntnis nehmen, dass viele der Rumkowski belastenden Aussagen erst Jahrzehnte später unter fragwürdigen und quellenkritisch sorgfältig zu reflektierenden Umständen entstanden seien und dass die literarischen Bearbeitungen mit völlig unzutreffenden Rumkowski-Klischees arbeiten“ (S. 35). P. hat sich um eine unvoreingenommene Einschätzung bemüht und daher ein den eingefahrenen Stereotypen kritisch gegenüberstehendes und insgesamt durchaus glaubwürdigeres Porträt des Judenrats-Vorsitzenden im Getto Litzmannstadt vorgelegt.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Archiwum Ringelbluma. Konspiracyjne Archiwum Getta Warszawy. [Das Ringelblum-Archiv. Das Untergrundarchiv des Gettos Warschau.]

Bd. 19: Prasa getta warszawskiego. Hechaluc-Dror i Gordonia. [Die Presse des Warschauer Gettos. Hechaluz-Dror und Gordonia.] Bearb. von Piotr Laskowski und Sebastian Matuzewski. Żydowski Instytut Historyczny im. Emanuela Ringelbluma [ŻIH] – Wydawn. Uniw. Warszawskiego [WUW]. Warszawa 2015. XLVIII, 532 S., Kt., Notenbeisp., 1 DVD-ROM, engl. Zus.fass. ISBN 978-83-61850-07-6. (PLN 46,80.)

Bd. 20: Prasa getta warszawskiego. Ugrupowania prawicowe. [Die Presse des Warschauer Gettos. Rechte Gruppierungen.] Bearb. von Marcin Urynowicz. ŻIH – WUW. Warszawa 2015. XXXVIII, 318 S., Kt., 1 CD-ROM, engl. Zus.fass. ISBN 978-83-61850-11-3. (PLN 40,50.)

Bd. 23: Dzienniki z getta warszawskiego. [Tagebücher aus dem Warschauer Getto.] Bearb. von Katarzyna Person. ŻIH – WUW. Warszawa 2015. 459 S., Kt., 1 CD-ROM, engl. Zus.fass. ISBN 978-83-61850-90-8. (PLN 43,20.)

Bd. 27: Żydowska Samopomoc Społeczna w Warszawie (1939-1943). [Die Jüdische Soziale Selbsthilfe in Warschau (1939-1943).] Bearb. von Aleksandra Bańkowska und Maria Ferenc Piotrowska. ŻIH – WUW. Warszawa 2017. LXVI, 1245 S., 1 DVD-ROM, engl. Zus.fass. ISBN 978-83-65254-38-2. (PLN 129,-.)

Bd. 28: Cwi Pryłucki. Wspomnienia (1905-1939). [Erinnerungen (1905-1939).] Bearb. von Joanna Nalewajko-Kulikova. ŻIH – WUW. Warszawa 2015. XXVI, 190 S., Kt., 1 CD-Rom, engl. Zus.fass. ISBN 978-83-61850-15-1. (PLN 35,10.)

In den hier anzuzeigenden fünf Bänden wird die Gesamtedition der Materialien des Untergrund-Archivs des Warschauer Gettos fortgesetzt. Der 19. Band enthält in zwei Teilen die Presseerzeugnisse zionistischer Gruppierungen. Um deren Überlieferung verständlich(er) zu machen, ist den Dokumenten eine 48-seitige Einführung der Bearb. vorangestellt. Sie bietet knappe Beschreibungen der Zeitschriften der Jugendbünde *Dror* (auch *Dror-Frayhayt*) und *Gordonia*, thematisiert aber auch, was dem nationalsozialistischen Vernichtungswerk zum Opfer gefallen ist: Die im Getto hergestellten Blätter waren kurzlebig, von manchen Ausgaben ist kein einziges komplettes Exemplar überliefert, bei anderen mussten die zugehörigen Seiten mühevoll rekonstruiert werden.

Die Bearb. befassen sich zudem mit der Leserschaft, der Reichweite und dem erzieherischen Einfluss dieser zionistischen Zeitschriften, insbesondere unter den Jugendbewegten im Warschauer Getto, ehe sie sich an einer Kurzfassung ihrer „Ideologie“ versuchen und ihre Einführung mit Biogrammen der wichtigsten Redakteure abschließen. Zu ihnen gehörte der bekannte jiddische Schriftsteller Icchak Kacnelson (Jizchak Katzenelson), der 1944 in Auschwitz ermordet wurde; einziger Überlebender war Natan Eck (1896-1981), später

einer der Mitbegründer der israelischen Forschungs- und Gedenkstätte Yad Vashem. Sie stammten beide aus Lodz und unterzeichneten ihre Beiträge mit Pseudonymen: Kacnelson unter anderem als „L. Sztater“ (mit ironischem Bezug auf den deutschen Namen Litzmannstadt) und Eck als „Nun.“. Die jiddischen Artikel wurden für diese Edition ins Polnische übersetzt.

Die Presseerzeugnisse der Insassen des Gettos waren ein Ausdruck der Selbstbehauptung angesichts von Entrechtung und vernichtender Lebensumstände. Das erste Dokument ist das Programm eines Bildungsseminars der auf die Niederlassung in Palästina abzielenden Pionierbewegung Hechaluz an der Jahreswende 1941/42 im Warschauer Getto. Der Großteil der Zeitschriften brachte Nachrichten über den Kriegsverlauf in aller Welt, enthielt 1942 aber auch immer genauere Berichte über die planmäßige und massenhafte Ermordung der jüdischen Bevölkerung in den von den Deutschen beherrschten Gebieten. Eck stellte im März 1942 fest: „Wir stehen ohnmächtig und ratlos vor dem Feind, dessen Übermacht schrecklich ist, während wir wehrlos sind“, und es blieb ihm nur die Hoffnung auf „ein Wunder, das in der Geschichte unseres Volkes so häufig eingetreten ist“. Als tröstende Vorstellung angesichts der tagtäglichen Massenmorde malte er sich aus, dass die jenseits von Hitlers Machtbereich überdauernden Juden Rache nehmen würden: „Selbst wenn es den Nazibestien gelänge, die ganze jüdische Bevölkerung, die sich jetzt in ihren Händen befindet, zu vernichten, dann werden die Rächer, die *jüdischen Rächer*, den Verbrecher in seiner eigenen Höhle finden“ (S. 440 f.).¹

Die Originale der transkribierten Artikel enthält die beigelegte CD. Ein Register der Zeitschriftentitel und -artikel fehlt. Wenn der Titel der Zeitschrift *Oysdoyer* als „Eigensinn“ (poln. *upór*) übersetzt wird, ist dies nicht korrekt, stimmig dagegen die Übersetzung „endurance“ in der englischen Zusammenfassung (S. 506).

Getrennt von den Presseerzeugnissen der linken zionistischen Gruppierungen enthält Band 20 die Artikel von sieben Blättern der im Warschauer Getto tätigen Gruppierungen der „politischen Rechten“. Eine Einführung erweist sich hier schwierig, weil über die streng religiös orientierten, die revisionistischen und die der Idee der Assimilation verhafteten Gruppen kaum geforscht wurde und wenig bekannt ist. Ihre überlieferten Blätter umfassen insgesamt nur rund 300 Seiten, wovon ein gutes Drittel auf Polnisch verfasst ist (weitgehend beschränkt auf die Verfechter der Assimilation). Bei der Lektüre ist zu beachten, dass die Artikelauswahl die vor dem September 1939 herrschenden politischen Kräfteverhältnisse unter den Juden Polens nicht widerspiegelt, denn die stärkste konservativ-orthodoxe Partei in Polen, Agudas Jisroel (Vereinigung Israels), ist hier mit nur zwei Ausgaben ihrer Zeitschrift vertreten. Überdies bleiben die Redaktionen im Dunkeln, sind einzelne Artikel kaum bestimmten Verfassern zuzuordnen, und im Unterschied zu den führenden Repräsentanten der politischen Linken gibt es seitens der Vertreter der religiösen und der revisionistischen Gruppierungen keine allgemein akzeptierten Erinnerungen (S. XVI f.). Besser bekannt ist das personelle Umfeld der assimilatorischen Zeitschrift *Żagiew* (Die Fackel). Deren Bild ist jedoch – wie der Bearb. Marcin Urynowicz darlegen kann – bis heute verzerrt, da ihre jüdischen Gegner in ihr eine Agentur der Gestapo sahen, die den jüdischen Untergrund auskundschaften sollte. Die Nachrichtenversorgung beruhte bei allen Redaktionen vor allem auf der deutschen Presse, die im Getto am leichtesten erhältlich war und aufgrund der Sprachkenntnisse von einem Großteil der Insassen selbst gelesen werden konnte.

Kurz vor Beginn des Judenmords in den Vernichtungslagern im Generalgouvernement (GG) nahm die Zeitschrift der Allgemeinen Zionisten *Undzer Hoffnung* im März 1942

¹ Nach der deutschen Übersetzung dieses Artikels in: Die Verfolgung und Ermordung der europäischen Juden durch das nationalsozialistische Deutschland 1933-1945. Bd. 9: Polen: Generalgouvernement August 1941 bis 1945, bearb. von KLAUS-PETER FRIEDRICH, München 2014, Dok. 58, S. 241 f. Hervorhebung im Original.

Stellung zur „jüdischen Frage“ in Polen (Kwestia żydowska w Polsce): Man erwartete, dass die siegreichen Briten und Amerikaner den Juden die volle nationale Gleichberechtigung bringen würden (S. 155). Zugleich häuften sich die Nachrichten über Massenmorde an Juden in den annektierten westpolnischen Gebieten. Einen Monat später, nachdem die Politik unter der deutschen Besatzung vollends zur Barbarei verkommen war, beherrschte das Grauen auch die Redaktionsarbeit. Der „letzte Akt“ der jüdischen Tragödie hatte eingesetzt: „Wir sind Zeugen solcher Massaker [...], wie sie selbst in der blutgetränkten Geschichte unseres schwer geprüften, leidenden Volkes ohne Gleichen sind“ (S. 183). Ein Bericht handelte von der „Aussiedlung“ aus Lublin mit „unbekanntem Ziel“ – das Vernichtungslager Belzec war noch nicht bekannt. Am Tag der Herausgabe erhielt die Redaktion von *Undzer Hofnung* noch die Eilmeldung, die „Aussiedlungsaktion“ sei „in vollem Gang“: Von den Deutschen sei beabsichtigt, dass nur 3000 der 34 000 Gettoinsassen in Lublin zurückblieben (S. 198, 208).

Die von Katarzyna Person in Band 23 bearbeiteten Tagebücher aus dem Warschauer Getto enthalten mehrere ausgewählte Texte. Am bekanntesten ist die von dem Geschichtslehrer Abraham Lewin (1893-1943) verfasste Tageschronik. Diese gibt es bereits in einer hervorragenden Edition in englischer Übersetzung (eine deutsche Ausgabe steht bis heute aus), die jedoch nicht alle überlieferten Seiten des Originals umfasst.² Die neue polnische Fassung ist somit der erste Abdruck der gesamten bisher bekannten Tagebucheinträge. Nach der Ereignischronik des Historikers Emanuel Ringelblum und neben den stellenweise schwer verständlichen Aufzeichnungen des Lehrers Aron Chaim Kaplan zählt das Werk Lewins zu den bedeutendsten Selbstzeugnissen aus dem Warschauer Getto. Sein Tagebuch umfasst die Zeitspanne vom 26. März 1942 bis zum 26. Januar 1943.

Bei den übrigen Dokumenten handelt es sich um kürzere Tagebücher von Autoren, über die wenig oder nichts in Erfahrung zu bringen war. Unter ihnen sind auch Briefe der Warschauer Soziologin Anna Grasberg (1906-1942) an die Pflegemutter ihrer Tochter Erika; hierzu gibt es an anderer Stelle weitere Erkenntnisse.³ Andere Autoren geben ihrem ohnmächtigen Zorn über die Verbrechen und deren Täter Ausdruck.

Die in Band 27 von Aleksandra Bańkowska und Maria Ferenc Piotrowska hrsg. 346 Schriftstücke der Jüdischen Sozialen Selbsthilfe (JSS, jiddisch: Yidishe Sotsyale Aleynhilf) stammen aus der Zeit zwischen der Jahreswende 1939/40 und Ende 1942. Die soziale Fürsorge im GG war nach rassistischen Kriterien aufgespalten. Der Haupthilfsausschuss (Naczelną Radą Opiekuńcza, NRO) mit Sitz in Krakau teilte sich auf in die JSS, den Ukrainischen Hilfsausschuss und den Polnischen Hilfsausschuss. An die Stelle der JSS trat im Oktober 1942 die Jüdische Unterstützungsstelle (JUS), die nur von Krakau aus noch eine Zeitlang Hilfe organisieren durfte.

Die Bearbeiterinnen führen in ihrer 23-seitigen Einleitung in den Aufgabenbereich der JSS ein, schildern deren Entstehen und Entwicklung und würdigen ihre bedeutendsten Aktivisten. Zu ihnen gehörte der Vorsitzende Michał Weichert (1890-1967), der die NS-Herrschaft überlebte und selbst Erinnerungen verfassen konnte. Zu einigen seiner weniger bekannten Mitarbeiter – wie Ber Kampelmacher und Sz. Szejnkinder – gibt es hier neue Informationen (S. XXXIX). Sie werden ergänzt durch Biogramme führender Aktivisten der Sozialfürsorge im Getto. Über deren deutsche Gegenspieler aufseiten der Warschauer Besatzungsverwaltung ist wenig zu erfahren, zumal die internationale Forschungsliteratur kaum einbezogen wird.

² ABRAHAM LEWIN: *A Cup of Tears. A Diary of the Warsaw Ghetto*, hrsg. von ANTONY POLONSKY, Oxford 1988; HAVI BEN-SASSON, LEAH PREISS: *Twilight Days. Missing Pages from Avraham Lewin's Warsaw Ghetto Diary, May-July 1942*, in: *Yad Vashem Studies* 33 (2005), S. 7-60.

³ Siehe FRIEDRICH (wie Anm. 1), Dok. 130, S. 413 f.

Die Dokumente beziehen sich auf die Vorgänge in Warschau, wo die Tätigkeit der JSS ihren Schwerpunkt hatte. Sie gliedern sich in drei Teile mit zusammen 17 Kapiteln. Über ein Drittel der Dokumente handelt von den Kontakten der JSS und ihrer Vorläufer(organisationen) mit den deutschen Machthabern und den diesen unterstellten, für die polnische Bevölkerung zuständigen Fürsorgeeinrichtungen. Im folgenden Kapitel geht es um die Strukturen der Fürsorgeeinrichtungen im GG, im dritten Abschnitt werden allgemeine Lageberichte zusammengestellt. Kapitel 4 dreht sich um die Mitarbeiter der Sozialfürsorge, darauf folgt der Schriftverkehr des im besetzten Polen tätigen Direktors des American Jewish Joint Distribution Committee Icchak Giterman (1889-1943) mit Partnern innerhalb und außerhalb des Warschauer Gettos.

Im 2. Teil geht es um verschiedene Tätigkeitsbereiche der JSS: die Sozialabteilung, das Sammeln von Geldern, die Volks- oder Suppenküchen für die Ärmsten, die Verteilung von Kleidungsstücken, die Fürsorge für Kinder und die Hilfsbemühungen für die nach Warschau vertriebene jüdische Bevölkerung. Das letzte Kapitel greift verschiedene Meinungsäußerungen über die JSS und Vorhaben zu ihrer Reform auf.

Diese waren freilich genauso vergeblich wie die Erfolgsaussichten der Sozialfürsorge im Getto insgesamt: Mitte 1941 gingen die Machthaber im GG dazu über, die jüdische Bevölkerung in den nationalsozialistischen Gettos durch Entzug von Nahrungsmitteln und anderen lebensnotwendigen Gütern zugrunde gehen zu lassen – noch ehe die Insassen im Zuge der „Aktion Reinhardt“ in die Vernichtungslager deportiert oder an Ort und Stelle ermordet wurden.

Das Ende der JSS spiegelt sich wohlgemerkt schon nicht mehr in den Materialien des Untergrund-Archivs des Warschauer Gettos: Nachdem die JUS im März 1943 aufgrund einer Intervention des Internationalen Roten Kreuzes wieder zugelassen worden war, musste sie ihre Tätigkeit im Juli 1944 endgültig einstellen, als es im GG kaum noch jüdische Empfänger für diese Hilfe gab.

Die von Joanna Nalewajko-Kulikow in Band 28 hrsg. Erinnerungen von Cwi Pryłucki (auch Tsvi Prilutski, 1862-1942) beziehen sich auf die Jahre von 1905 bis 1939. Der Publizist war einer der Pioniere der hebräischen und jiddischen Presse in Russland und Polen. Pryłucki studierte in Berlin, wo er sich dem Zionismus anschloss. Er lebte mehrere Jahre in St. Petersburg, ehe er sich 1905 in Warschau niederließ, der Stadt mit der größten jüdischen Bevölkerung im Russischen Reich. Hier gab er die jiddische Tageszeitung *Der veg* heraus. Nachdem diese eingestellt worden war, wurde er für die Tageszeitung *Undzer lebn* tätig, und im Jahr 1910 war er Mitbegründer und seither Chefredakteur der auflagenstarken Warschauer Tageszeitung *Der moment*.

Pryłucki hat seine Erinnerungen zwischen Frühjahr 1940 und dem 11. Juni 1941 aufgeschrieben. Sie sind nicht komplett überliefert. Mit Leben und Werk des Journalisten macht die Bearb. in ihrer instruktiven Einleitung bekannt, und zahlreiche Anmerkungen sorgen dafür, dass das von Pryłucki hinterlassene Manuskript nun in einer ausgezeichneten Edition vorliegt. Ein Schwerpunkt liegt auf der Entwicklung der zionistischen Bewegung und dem von Polen aus geförderten jüdischen Siedlungswerk in Palästina, an dessen Unterstützung Pryłucki als Publizist seinen Anteil hatte.

Aus deutscher Sicht sind insbesondere Pryłuckis Aussagen über die Jahre des Ersten Weltkriegs interessant, als er mit zahlreichen Repräsentanten der deutschen Besatzungsmacht in Verbindung stand⁴, unter ihnen der Leiter der Jüdischen Abteilung Ludwig Haas (1875-1930), die Feldrabbiner Emanuel Carlebach und Pinchas Kohn sowie der hier als

⁴ Siehe dazu auch JOANNA NALEWAJKO-KULIKOV: „Die jiddische Schule der Erwachsenen“. Warsaw Yiddish Press and German-Jewish Contacts in 1915-18, in: *Acta Poloniae historica* 113 (2016), S. 89-111.

„Dr. Bosse“ bezeichnete deutsche Zensurchef. Auch traf Prylucki sich mit Vertretern deutscher jüdischer Organisationen, so mit Paul Nathan vom Hilfsverein der deutschen Juden.

Wie auch im Fall der übrigen Materialien aus dem Untergrundarchiv liegen den Gesehnissen, die in den hier vorgestellten Bänden dokumentiert wurden, Beobachtungen in Warschau und in anderen Orten Ostmitteleuropas zugrunde. Dabei steht die Entwicklung im Warschauer Getto zumeist im Vordergrund. Diese Bände der Gesamtedition sind daher ein unerlässliches Hilfsmittel für die weitere Erforschung der Umstände, unter denen sich Judenverfolgung und Judenmord im besetzten Polen abspielten – und insbesondere für die Entwicklung im nationalsozialistischen Warschauer Getto.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

Orte der Shoah in Polen. Gedenkstätten zwischen Mahnmal und Museum. Hrsg. von Jörg Ganzenmüller und Raphael Utz. (Europäische Diktaturen und ihre Überwindung, Bd. 22.) Böhlau. Köln u. a. 2016. 357 S., 43 Abb., Kt. ISBN 978-3-412-50316-1. (€ 35,-)

Jörg Ganzenmüller und Raphael Utz gelingt mit diesem Sammelband ein facettenreicher und vielschichtiger Überblick über Orte der Shoah in Polen. Er entstand nach einem Hauptseminar mit Exkursion zu den Shoah-Gedenkstätten in Polen im Jahr 2014. Sieben Beiträge widmen sich ausgewählten Orten der Shoah, die insbesondere die Massentötungsanlagen Kulmhof (Chełmno nad Nerem), Belzec und Sobibór miteinbeziehen, aber auch mehrschichtige Lagerstrukturen wie Majdanek und Auschwitz. Die einzelnen Beiträge behandeln nicht nur die Geschichte und das Nachwirken unterschiedlicher Tötungsorte, sondern betten diese auch in einen größeren Kontext ein.

So widmet sich der Aufsatz von Raphael Utz der Sprache der Shoah, Christian Jänsch und Alexander Walther schließen den Sammelband mit einem äußerst gelungenen Beitrag zur Würde von Menschen an Orten nationalsozialistischer Verbrechen ab und stellen den bisherigen Umgang mit dem Opferbegriff in den verbreiteten Gedenkriten und Erinnerungskulturen an den Tötungsorten offensiv in Frage. Für eine Debatte, die von den Täterspuren, Täterkategorien und der Tätersicht abweichen will, ist dieser Beitrag ein großer Gewinn. Sven Urban und Cornelia Bruhn/Samuel Kunze analysieren die Thematik mit pädagogischen Mitteln, jedoch aus sehr unterschiedlichen Perspektiven: Urban widmet sich der Frage, inwiefern Auschwitz als Lernort eine Wirkung auf das Wissen und die Emotionen von Jugendlichen entfalten kann, Bruhn und Kunze beschäftigen sich mit staatlich organisierten Gruppenreisen israelischer Jugendlicher und leuchten aus, auf welche Weise dabei Pilgerfahrt und Bildungsreise kollidieren. Philipp Weigel behandelt die Rolle von Fotografien, insbesondere Täterfotografien, für die Gedenkstättenarbeit. Konstantin Heinisch-Fritzsche widmet sich Zeugnissen des Widerstands in den Tötungsorten Sobibór und Treblinka.

Alle Beiträge leuchten das Verhältnis zwischen den Funktionen als Gedenkort und Lernort kritisch und vielschichtig aus, indem sie sich detailliert mit den jeweiligen Strukturen und der Tatsache auseinandersetzen, dass diese Orte Bestattungsorte und zugleich Gedenkstätten sein sollen. Wie dieser Widerspruch würdevoll gestaltet werden kann, wird z. B. anhand des Umgangs mit Fußwegen, die über Massengräber führen, oder mit Mahnmalen, die lose die Asche der Hinterbliebenen verwahren, gezeigt. So betont Linda Ferchland in ihrem Beitrag zu Auschwitz mit der Frage, ob Emotionalisierung als Zugang gewählt werden kann bzw. ab wann die Gefahr einer emotionalen Überwältigung der Besucher besteht, einen entscheidenden Punkt für eine wirksame Gedenkstättenarbeit. Wie soll und kann an diesen historischen Orten des Zivilisationsbruchs Gedenken und Lernen in Einklang gebracht werden? Die Autor/inn/en finden in ihren Beiträgen Teilantworten, die sich aus der gewachsenen Gedenkstättenstruktur der jeweils behandelten Orte ergeben.

Gerade für deutsche Leser ist dieser Sammelband ein Gewinn, da neben der „Chiffre Auschwitz“ auch weniger bekannte Tötungsorte in ihrer historischen Bedeutung sowie in der Genese ihrer Erinnerungskultur und Gedenkstättenstruktur analysiert werden. Ein stär-

keres Eingehen auf polnische Akteure und ihre Einordnung in den historischen Kontext wäre für ein deutsches Publikum mit geringerem Vorwissen wünschenswert gewesen (so wird der Antisemitismus der Armia Krajowa wie auch die Rivalität der Untergrundkämpfer und Partisanen im besetzten Polen nicht allen Lesern bekannt sein). Insbesondere zur Vorbereitung von Exkursionen lässt sich aber gut mit den Beiträgen arbeiten.

Die Zielsetzung der Band-Hrsg., einen Denkprozess weg vom bloßen Tatort hin zu einem würdevollen Friedhof und Ort des Gedenkens anzuregen und die unterschiedlichen Zeitschichten an einigen Orten der Shoah in Polen sichtbar zu machen, eröffnet neue Möglichkeiten, sich mit diesen komplexen Orten auseinanderzusetzen, und bringt einige „vergessene“ Orte auch einem breiteren Publikum in Deutschland näher. Gerade seine Entstehung als Exkursionsband ermöglicht es zukünftigen Unternehmungen dieser Art, sich grundlegend auf die Auseinandersetzung mit den behandelten Orten der Shoah in Polen vorzubereiten. Insbesondere der dreiteilige Aufbau der Studien – die Geschichte der Orte, ihre Memorialisierung und der heutige Umgang mit ihnen – informiert die Leser und führt sie in die zeitlichen Schichten der nationalsozialistischen Tötungsorte der Shoah in Polen als Tatorte, Gedenkort und Friedhöfe ein, zeichnet die Genese der Orte zu Gedenk- und/oder Lernorten vielschichtig nach und stellt einen deutlichen Gegenwartsbezug her.

Hannover

Cordula Kalmbach

Children in the Holocaust and Its Aftermath. Historical and Psychological Studies of the Kestenberg Archive. Hrsg. von Sharon Kangisser Cohen, Eva Fogelman und Dalia Ofer. Berghahn. New York – Oxford 2016. VIII, 266 S. ISBN 978-1-78533-438-2. (\$ 120,-)

Der Sammelband enthält zwölf Forschungsbeiträge aus verschiedenen Disziplinen, insbesondere der Zeitgeschichte und der Psychologie. Grundlage ist die Überlieferung des Kestenberg Holocaust Child Survivor Archive, das seit einigen Jahren einen Teil der Oral History Division an der Jerusalemer Hebräischen Universität bildet. Der Name des Archivs geht auf die Psychologin Judith S. Kestenberg und ihren Ehemann Milton zurück, die zahlreiche Gespräche mit Opfern des NS-Judenmords geführt und aufgezeichnet hatten. Der Band soll dazu dienen, diese anonymisierte Sammlung von über 1500 Zeitzeugen-Gesprächen, die inzwischen digitalisiert und katalogisiert ist, in der Forschungsgemeinde bekannter zu machen.

Die Aufsätze sind im Wesentlichen in vier Themenblöcken zusammengefasst. In dieser Besprechung soll auf die Ostmitteleuropa betreffenden Beiträge näher eingegangen werden. Den Zeitraum unmittelbar nach dem Ende der nationalsozialistischen Herrschaft thematisiert Sharon Kangisser Cohen in ihrem Artikel über Aussagen von Kindern, die auf Befragungen der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission in Polen zurückgehen. Demnach waren unter den insgesamt 7300 Zeugnissen, die von der Kommission und ihrer Nachfolgeeinrichtung, dem Jüdischen Historischen Institut, gesammelt wurden, (nur) 400 Gespräche, die mit Kindern geführt wurden (S. 45).¹ 60 davon, die zwischen einer und fünf Seiten umfassen und ins Englische übersetzt worden sind, hat die Vf. herangezogen, um herauszufinden, wie der Verfolgung ausgesetzte Kinder die sie umgebende Wirklichkeit wahrnahmen und wie sie damit umgingen. Sie hebt hervor, welch großer Stellenwert den persönlichen Beziehungen zukam; „the absence of emotional protection forced children to survive on their own or find other people with whom to connect. [...] Their relatio-

¹ In Deutschland zu diesen Quellen zuletzt ELISABETH KOHLHAAS: Kinder über den Holocaust. Frühe Interviewprotokolle der Zentralen Jüdischen Historischen Kommission in Polen 1944-1948, in: DAGI KNELLESSEN, RALF POSSEKEL (Hrsg.): Zeugnisformen. Berichte, künstlerische Werke und Erzählungen von NS-Verfolgten, Berlin 2015, S. 109-120.

nal world is in the foreground“ (S. 56 f.). Rita Horváth und Katalin Zana berichten über ihre Erfahrungen mit in Ungarn geführten Zeitzeugeninterviews am Schnittpunkt zwischen Zeitgeschichte und Psychologie. Die Zeitumstände der Befragungen – am Ende der 1980er und zu Beginn der 1990er Jahre – waren ihrerseits turbulent, Holocaust-Überlebende fühlten sich in Ungarn abermals bedroht. Horváth und Zana kommen zu dem Schluss, dass bei den Interviews sowohl der Holocaust als auch die damalige Konfrontation mit dem sozialen und politischen Durcheinander im Mittelpunkt gestanden hätten: „Past and present were mixed together in a way that threatened the boundaries of the self (S. 88). Angesichts dieser Lage konnte das Gespräch mit den Psychotherapeuten über frühere traumatische Erfahrungen den Opfern auch Erleichterung bringen.

Im längsten Aufsatz des Sammelbands wertet die Bukarester Amerikanistin Dana Mihăilescu Zeugnisse jüdischer Kinder aus Polen und Rumänien aus. Ausgangspunkt ihrer Untersuchung waren unter anderem 42 Zeugnisse in jiddischer Sprache, die 1945 in Beuthen (Bytom) vom Leiter der dortigen Hebräisch-Schule, Shlomo Tsam, gesammelt und aufgezeichnet wurden.² Mihăilescu bezieht sich nun auf das Zeugnis eines im Jahr 1939 in Warschau in eine assimilierte Familie Hineingeborenen, der bei einer nichtjüdischen Familie überlebt hatte; erst im Alter von sechs Jahren erfuhr er, dass er einer jüdischen Familie entstammte. Auch eine bei Kattowitz geborene Zeugin verdankte ihr Überleben mutigen katholischen Pflegeeltern, ehe ihr verwitweter leiblicher Vater sie nach Ende der NS-Herrschaft mit sich nahm. Da sie in einer nichtjüdischen Umgebung aufgewachsen waren – „with an inculcated sense of anti-Semitism“ (S. 144) – wirke diese Identitätsproblematik bis heute nach. Nancy Isserman beschreibt den Wunsch von Kindern, die den Holocaust überlebten, an ihren Peinigern wenigstens auf symbolische Weise Rache zu nehmen. Dieser sei mit einer ethnisch aufgefassten starken Abneigung verbunden, die sich nicht nur gegen Deutsche, sondern auch gegen Angehörige anderer Nationalitäten richte.

Im vierten Abschnitt über „nichtjüdische Opfer des Krieges und des Nationalsozialismus“ gibt Katarzyna Person eine erste Einschätzung der Zeugnisse in polnischer Sprache, die sich in Gespräche mit nichtjüdischen und solche mit jüdischen Zeitzeug/inn/en aufteilen. Das Verhältnis zwischen Juden und Polen ist bis heute schwierig, was auch daran liegt, dass der Antisemitismus in Polen selbst in den Nachkriegsjahren fortdauerte. Es lässt sich aber kaum unter dem Begriff „hasssliebe“ [sic] zusammenfassen, wie Person am Ende ihres Überblicks suggeriert. Sie kommt zu dem Schluss: „For a myriad of reasons many Jewish and non-Jewish Poles remained silent after the war. The archive offered at least some of them the opportunity to speak out“ (S. 196). Im letzten Forschungsbeitrag befasst sich Christina Isabel Brüning mit „Kindern von Tätern“ und wie sie mit den Handlungen ihrer Eltern umgingen. Sie bezieht sich unter anderem auf ein Gespräch mit dem Journalisten Niklas Frank (*1939), der sich seit den 1980er Jahren von den Untaten seines Vaters Hans Frank öffentlich und Aufsehen erregend distanziert hat. Jedem Forschungsbeitrag folgt eine Liste der benutzten – und weitgehend nur englischsprachigen – Literatur. Ein abschließendes Register der Personen, Orte und Institutionen rundet den informativen Sammelband ab. Nun kommt es darauf an, das Kestenberg-Archiv für die Erforschung des nationalsozialistischen Judenmords und dessen Folgen zu nutzen.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

² Siehe BOAZ COHEN, BEATE MÜLLER: *The Bytom Notebook. Searching for the Lost Voices of Child Holocaust Survivors*, in: REBECCA L. BOEHLING, SUSANNE URBAN u. a. (Hrsg.): *Freilegungen. Überlebende, Erinnerungen, Transformationen*, Göttingen 2013, S. 122-137.

Jan Gerber: Ein Prozess in Prag. Das Volk gegen Rudolf Slánský und Genossen. (Schriften des Simon-Dubnow-Instituts, Bd. 26.) Vandenhoeck & Ruprecht. Göttingen 2016. 296 S. ISBN 978-3-525-37047-6. (€ 45,-)

The show trial with Rudolf Slánský, Secretary General of the Communist party of Czechoslovakia (KSČ), and thirteen other leading members of the KSČ in Prague in November 1952 was one of the largest, and one of the last, political trials of the late Stalinist era. This trial is extraordinary not only because of the number of pronounced death sentences, but also because of its anti-Semitic character. Historians have been searching for its roots for decades and the study by Jan Gerber, based on his dissertation, shines a new light on this topic. The author argues that the trial cannot be understood only from the perspective of the clash between the East and the West, but must also be seen through the lens of a long national conflict that had already started in the 19th c. Unlike the witnesses and survivors of political trials and unlike their historians who are predominantly Czechoslovak, he suggests that the anti-Semitic character was not derived just from the fact that the trial was organised from Moscow and influenced by changes in the relationship between the Soviet Union and Israel, but was also a consequence of the antagonistic Czech-German relationship in which the Jews were seen as ‘Germans’ because of their deep ties to the German culture and language, a concept dating already to the era of the Habsburg monarchy. This conflict culminated during the Second World War and afterwards in the expulsion and displacement of the Sudeten Germans.

The author puts forward his arguments in five chapters and an epilogue. His main source on which he draws to demonstrate his thesis are the biographies and literary works of two writers, Louis Fürnberg and F. C. Weiskopf, both German-speaking Jews born in the Czech lands who in the interwar period both sympathised with the KSČ. Using these sources, G. shows that the prevailing arguments, which claim that the trial was mainly influenced by the Soviet Union and the complicated interpersonal relationships between Czechoslovak communists dating back to the interwar years, do not explain why the movement against Zionism acquired a different dynamic in Czechoslovakia and why Fürnberg and Weiskopf preferred to relocate to the German Democratic Republic (GDR) at a time when the show trials in Czechoslovakia had already ended but were still being prepared in the GDR.

The first, mostly introductory chapter brings a short overview of the international and ideological context of the Slánský trial and a summary of the prevailing arguments and justifications. In his evaluation of available literature, G. argues that the discourse was and still is influenced by the ideological milieu of destalinization and an antagonistic confrontation of the two blocks, in this case arising from the experience of the defeat of the Prague Spring in 1968. He believes that historians tend to downplay the Czechoslovak contribution and do not take into account other factors and influences responsible for the anti-Semitic character of the trial.

The next three chapters present various arguments using methodology and sources which had not yet been considered. The author uses the approach of experience history (Erfahrungsgeschichte) to demonstrate the various background influences of the Slánský trial. Using the lives and literary work of Fürnberg and Weiskopf, he shows not only a marked shift in the politics of the KSČ and a change in its approach toward national minorities, but the difficulties with the acculturation of Czech and Moravian Jews into the majority society as well. These new sources bring a refreshing perspective and force the reader to consider the roots of the Slánský trial in more depth than usual. G. describes the gradual transformation of the narrative of the KSČ, influenced by the historical reversals and the changing policy of the Soviet Union, and explains their context. He shows how in the years 1921-1952 the narrative oscillated between nation and class and why the national aspect eventually won. I particularly appreciate the author’s analysis of the transformation of the Communist Party from a minority party to the majority party.

Although I personally see this approach as innovative, it seems to me that the methodology and sources do not provide the answers to all of the author's questions and do not fully support his arguments. G., moreover, sometimes pays more attention to the life and work of the two writers than the stated goals of the publication. This is particularly noticeable in the fourth chapter in which he describes the war experience as seen from Jerusalem (Fürnberg) and New York (Weiskopf), which does not bring any new insight into the central issue and can even be seen as misleading. In some parts, the book reads more as an analysis of the writers' identities and how they transformed depending on the time and place where they lived. G.'s sources only provide insight into the national factor of the politics of the KSČ. Any links to Zionism and the Jewish community are only secondary. Another missing aspect is an analysis of Czech society's attitude towards Jews in this time period, even though this may have been another important factor which influenced the anti-Semitic character of the trial. The leadership of the KSČ was naturally responding to the popular opinion of society and its demands.

The attitude of Czech society is described in the fifth chapter, where the reader finally finds answers to the questions raised in the first chapter. G. describes violence against Jews in the year 1918 and the problems with their return after World War II, particularly economic issues and problems with acculturation. This part reveals that anti-Semitism was deeply rooted in Czech society as such and that an important role was played also by the widespread myths about Jews. I believe it would have been fruitful to pay more attention to these questions and also link them with the findings of other historians who have studied anti-Semitism; this would provide a far stronger foundation for G.'s arguments.

The last part, an Epilogue named 'Slánský und K.', summarizes the main arguments. G. analyses the aims of the organisers of Liblice conference in 1963 dealing with the literary work of Franz Kafka. G. states that the organisers tried to rehabilitate the German and Jewish tradition in Czechoslovakia. From this point of view the Liblice conference meant according to G., the final point behind the Slánský trial.

Even though the book has its weaknesses caused by the excessive focus on the lives and work of Weiskopf and Fürnberg (which is a consequence of the selected methodology and sources), it is important particularly because it asks new questions. While historians who study anti-Semitism do admit that there is a link between the Slánský trial and an essentially nationalist conflict, historians of communism often deny this connection and tend to assign responsibility exclusively to the Soviet Union, trying to absolve the Czech society of its share in these crimes. G., however, points out that other factors might have been involved and that there was a strong strain of anti-Semitism present in Czech society at the time.

Praha

Klára Pinerová

Jerzy Giedroyc, Leszek Kołakowski: Listy 1957-2000. [Briefe 1957-2000.] Hrsg. von Henryk Citko. (Archiwum Kultury, Bd. 16.) Wydawnictwo Więź, Warszawa 2016. 377 S., Ill. ISBN 978-83-62610-95-2. (PLN 28,-)

Jerzy Giedroyc, Juliusz Mieroszewski: Listy 1957-1975. [Briefe 1957-1975.] 3 Bände. Bearb. von Rafał Habielski. (Archiwum Kultury, Bd. 17-19.) Wydawnictwo Więź. Warszawa 2016. 1377 S. ISBN 978-83-62610-99-0. (PLN 48,-)

Die vorliegenden Quelleneditionen beinhalten den Briefwechsel zwischen Jerzy Giedroyc, dem Leiter der polnischen Exilzeitschrift *Kultura*, die 1947-2000 monatlich in Maisons-Laffitte bei Paris erschien, und zwei wichtigen Autoren dieser Zeitschrift. Nach dem Ende des kommunistischen Regimes 1989 traf Giedroyc die Entscheidung, die umfangreiche Korrespondenz, die im eigenen Archiv aufbewahrt wurde (und wird), sukzes-

sive zu veröffentlichen. Bis jetzt sind neunzehn Bände erschienen, die seinen Briefwechsel mit Personen, die sowohl im Exil als auch in Polen lebten, beinhalten.¹

Im Rahmen dieser Reihe ist die hier besprochene Korrespondenz Giedroycs mit Leszek Kołakowski (1927-2009) erschienen. Der bekannte Philosoph war nach 1956 der führende Vertreter der polnischen „Revisionisten“, wie man die parteinahen Intellektuellen nannte, die damals bestrebt waren, den Marxismus zu reformieren. Als Professor an der Warschauer Universität tätig, wurde er wegen seiner jüdischen Herkunft immer stärker drangaliert, bis er sich 1968 entschied, seine wissenschaftliche Arbeit im Westen fortzusetzen.

Die Edition beinhaltet die vollständige Korrespondenz zwischen den beiden Protagonisten. Zwei Zeitabschnitte verdienen dabei besondere Beachtung: 1957-1958 und 1971-1978. Die Briefe belegen, dass Giedroyc die Bedeutung des Philosophen, vor allem seinen Einfluss auf die Intellektuellen in der Heimat, schnell bewusst wurde. Er versuchte, ihn davon zu überzeugen, in den Westen überzusiedeln, um dort eine Art „Internationale der Revisionisten“ zu gründen. Diese sollte eine intellektuelle Wirkung sowohl auf Ost- als auch auf Westeuropa ausüben. Der Versuch misslang zunächst, weil Kołakowski sich damals weder von der Kommunistischen Partei noch von der Heimat trennen wollte.

Nach Kołakowskis schließlich doch erfolgter Übersiedlung in den Westen 1968 setzte die Korrespondenz wieder ein. Nun legte Giedroyc vor allem Wert auf die Ausarbeitung eines politischen Programms für die Intellektuellen in der Heimat. Den Philosophen sah er dafür als prädestiniert an. Und in der Tat gelang es ihm, Kołakowski für diese Aufgabe zu gewinnen. Dieser publizierte im Laufe der 1970er Jahre in der *Kultura* mehrere Beiträge, die für die Entstehung und das Selbstbewusstsein der polnischen Opposition von entscheidender Bedeutung waren. Eindrucksvoll illustriert die Korrespondenz die Überzeugungsarbeit Giedroycs und zeigt die Konsensbereiche der beiden Briefpartner. Zu ihnen gehörte vor allem die Einschätzung, dass zwischen den Intellektuellen und Arbeitern in der Heimat eine enge Zusammenarbeit zustande kommen müsse und dass Letztere in ihrem Kampf zu unterstützen seien. Die beiden verfolgten diese Ziele nicht nur publizistisch, sondern auch durch öffentliches Engagement, was z. B. an ihrer Mitwirkung in dem oppositionellen Komitee zur Verteidigung der Arbeiter (KOR) in der zweiten Hälfte der 1970er Jahre zum Ausdruck kam. Kołakowski fungierte als Auslandsvertreter des KOR, Giedroyc, dem von allen in der VR Polen tätigen oppositionellen Gruppen das Komitee am nächsten stand, organisierte die finanzielle Unterstützung.

Die zweite hier besprochene Edition beinhaltet die Korrespondenz mit Juliusz Mieroszewski (1906-1976), dem wichtigsten Publizisten der *Kultura*. Sie knüpft an den bereits 1999 veröffentlichten Briefwechsel aus den Jahren 1949-1956² an; diesmal wird die Zeitspanne von 1957 bis zum Tod Mieroszewskis im Jahr 1976 abgedeckt. In dieser Zeit wechselten die beiden mehr als 2070 Briefe, davon wurden 636 für diese Edition ausgewählt.

Mieroszewski galt als *porte parole* der *Kultura*. Er war in so gut wie jeder Ausgabe mit einem politischen Beitrag und einer Chronik des aktuellen Geschehens präsent. Da er in London lebte, mussten die Inhalte seiner Beiträge mit Giedroyc brieflich ausdiskutiert werden. Letzterer erläuterte ebenfalls immer wieder die aktuelle Position des Blattes. Eben dieser jahrzehntelang dauernde Austausch bildet den Kern der Edition und macht sie für jeden *Kultura*-Forscher unentbehrlich. Nur so werden die Motive und Hintergründe vieler

¹ Die bis 2007 erschienenen Bände sind dargestellt in meinem Forschungsüberblick: BERNARD WIADERNY: Geschichte der Pariser Exilzeitschrift „Kultura“ (1947-2000). Forschungsstand und Forschungsdesiderata, in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 57 (2008), S. 187-237.

² JERZY GIEDROYC, JULIUSZ MIEROSZEWSKI: Listy 1949-1956 [Briefe 1949-1956], Bd. 1-2, hrsg. von KRZYSZTOF POMIAN, Warszawa 1999.

Publikationen verständlich, so z. B. hinsichtlich des Umgangs des *Kultura*-Kreises mit den oben erwähnten „Revisionisten“ oder den revoltierenden polnischen Studierenden im Frühjahr 1968.

Am lohnendsten ist jedoch die Lektüre der Bände für die Erforschung der Russlandproblematik in der Zeitschrift. Nur so werden viele Entscheidungen und die Verantwortung des jeweiligen Briefpartners für die inhaltliche Ausrichtung der *Kultura* nachvollziehbar. So belegt die Korrespondenz, dass die Russlandpublizistik Mieroszewskis völlig durch Giedroyc inspiriert wurde (siehe z. B. das Schreiben von Mieroszewski an Giedroyc vom 14. August 1974, Bd. 3, S. 326). Ebenfalls wird verständlich, warum die einzelnen innerhalb der Sowjetunion lebenden Ethnien durch das Blatt unterstützt wurden, während gleichzeitig der russische und der polnische Nationalismus abgemildert werden sollten: Von einem solchen Vorgehen versprach sich Giedroyc einen Beitrag zum gewünschten gewaltlosen Umbau des sowjetischen Imperiums. Einleuchtend wird nicht zuletzt der Umgang mit dem russischen Schriftsteller Aleksandr Solženicyn in der *Kultura*. 1974 entschied sich Giedroyc, ihn im Streit mit dem Bürgerrechtler Andrej Sacharov zu unterstützen. Obwohl Sacharov ein Bekenntnis zur Demokratie und zur Kooperation mit dem Westen abgelegt hatte, stellte sich Giedroyc an die Seite Solženicyns. Dazu kam es, weil dieser sich dafür aussprach, dass der zukünftige russische Staat die Vormundschaft über Osteuropa aufgeben und die innerhalb der Sowjetunion lebenden Nationen (wie z. B. die Ukrainer) nicht weiter gewaltsam im gemeinsamen Staatsverband halten sollte. „Dessen Weltanschauung kann uns nicht gefallen [...] [aber er] ist für mich wichtig, weil er die Parole des Rückzugs [Russlands] aus den imperialen Plänen verkündet“, hob Giedroyc den für ihn wohl entscheidenden Punkt hervor (Giedroyc an Mieroszewski am 23.04.1974, ebenda, S. 298).

Wie mit Recht in der Einführung betont wird, gehört diese Korrespondenz zu den wichtigsten Zeugnissen der polnischen Kultur im 20. Jh. Umso mehr ist zu bedauern, dass die Edition – offensichtlich aus Kostengründen – lediglich weniger als ein Drittel der Briefe beinhaltet. Da sich in jenen, die nicht berücksichtigt worden sind, viele relevante Aussagen befinden, kommen die *Kultura*-Forscher auch in Zukunft nicht umhin, sie im Archiv der Zeitschrift in Maisons-Laffitte zu konsultieren.

Berlin

Bernard Wiaderny

Thomas Strobel: Transnationale Wissenschafts- und Verhandlungskultur. Die Gemeinsame Deutsch-Polnische Schulbuchkommission 1972-1990. (Eckert, Bd. 139.) V&R unipress. Göttingen 2015. 378 S., Ill. ISBN 978-3-8471-0524-4. (€ 45,-)

Die Deutsch-Polnische Schulbuchkommission wurde 1972 unter der Schirmherrschaft der UNESCO-Kommissionen Polens und der Bundesrepublik Deutschland gegründet und existiert – von einer kurzen Unterbrechung während des Kriegsrechts in Polen abgesehen – bis in die Gegenwart. Thomas Strobel sucht in seiner Dissertation nach den Erfolgsfaktoren, die es trotz widriger politischer Bedingungen ermöglicht haben, dass sich aus einem losen Expertengespräch eine institutionalisierte Plattform des Wissenschaftsdialogs entwickeln konnte. Er stützt sich dabei weniger auf die zahlreichen Veröffentlichungen (Empfehlungen, Tagungsbände, Jubiläumsschriften etc.), die von der Kommission selbst herausgegeben worden sind. Vielmehr nutzt er die Aktenbestände der beteiligten Ministerien, Mitschriften, Analysen, Protokolle und Vermerke, um den Prozess der Institutionalisierung nachzuzeichnen. Nach einer methodischen und historischen Einführung wird die Kommission im Hauptteil der Arbeit zunächst als sozialer und symbolischer Raum erfasst, deren Organisations- und Kommunikationsstrukturen im zweiten Teil der Analyse dargestellt werden.

St. gelingt es auf Grundlage dieses methodisch klar strukturierten Vorgehens, verschiedene Faktoren für die Etablierung der Schulbuchkommission herauszuarbeiten. Hier ist zum einen die Zusammensetzung der Mitglieder zu nennen, die von den beiden Ländern

jeweils unabhängig entsandt wurden. Trotz der trennenden biografischen, politischen und nationalen Faktoren wurden sie durch ihre Zugehörigkeit zum Berufsfeld der Wissenschaft geprägt. Übereinstimmend verfolgten die Teilnehmer das Ziel, „durch gemeinsames wissenschaftliches Arbeiten zur Objektivierung historischer Probleme und damit zur Verständigung beizutragen“ (S. 221). Erleichtert wurde die Zusammenarbeit zum anderen durch eine Reihe von symbolischen Handlungen und Ritualen, die sich im Laufe der Jahre herausbildeten. Dazu gehörten die Regelmäßigkeit der Termine und der standardisierte Aufbau der Schulbuchkonferenzen, aber auch der Umgang mit Störungen. So wurden Differenzen akzeptiert, solange die gemeinsame Zielsetzung und die Würde der Institution nicht in Frage gestellt wurden. Schwierige Themen, wie zum Beispiel die Vertreibung der Deutschen nach dem Zweiten Weltkrieg, wurden zunächst zurückgestellt und schrittweise bearbeitet. Auch kleine Annäherungen wurden als Teilerfolg gewürdigt und politische Zwänge, die insbesondere die polnischen Teilnehmer in ihren Handlungsmöglichkeiten einschränkten, von allen Beteiligten hingenommen. Auf diese Weise gelang es, einen sozialen und symbolischen Raum zu etablieren, der sich durch eine große Kontinuität und Kompromissbereitschaft auszeichnete.

Ein weiterer wichtiger Erfolgsfaktor ist nach Darstellung von St. die „prozedurale Vagheit“ (S. 291). Die Strukturen der Kommission und ihre Methoden wurden zu keinem Zeitpunkt schriftlich geregelt, sondern sie funktionierten nach Gewohnheitsrecht. So konnten die Kommissionsmitglieder flexibel auf die sich verändernden politischen wie auch historiografischen Bedingungen reagieren und entsprechend Anpassungen im Verfahren kurzfristig vornehmen. Besonders aufschlussreich ist in diesem Zusammenhang die Sprachpraxis. Auch wenn keine offizielle Verhandlungs- und Arbeitssprache festgelegt wurde, wurden *de facto* fast alle Referate und Diskussionsbeiträge auf Deutsch gehalten, da gerade in den ersten Jahren nur wenige deutsche Kommissionsmitglieder über ausreichende Polnischkenntnisse verfügten. Diese Praxis zog einen asymmetrischen Diskussionsverlauf nach sich, da auf der einen Seite die polnischen Teilnehmer in ihrer Ausdrucksfähigkeit eingeschränkt waren, auf der anderen Seite die deutschen Kommissionsmitglieder die in Polen erscheinenden wissenschaftlichen Arbeiten in der Regel nicht lesen konnten. Dass diese Regelung dennoch von allen Beteiligten akzeptiert wurde, deutet St. als Beleg für die Fähigkeit zum unbedingten Kompromiss und zu pragmatischen Entscheidungen. Denn das Hinzuziehen von Dolmetschern hätte nicht nur die Kosten immens in die Höhe steigen lassen und die Organisation erheblich erschwert, sondern auch den engen Kommunikationsraum zerstört, der im Laufe der Jahre durch den direkten Dialog zwischen den deutschen und polnischen Wissenschaftlern entstehen konnte. Erst 2007 wurde die Sprachenfrage neu geregelt: Inzwischen werden alle Beiträge simultan übersetzt.

Diese Entscheidung reicht jedoch über den Untersuchungszeitraum dieser Arbeit hinaus. St. hat sich entschieden, sich auf die Zeit von der Gründung der Schulbuchkommission bis zum Jahr 1990 zu beschränken, da sich der zeithistorische Rahmen mit der politischen Wende von 1989/90 fundamental verändert hat und viele Akten noch immer unter Verschluss sind. Für den gewählten Zeitraum hat er eine quellengesättigte, methodisch fundierte und analytisch aufschlussreiche Studie vorgelegt, deren Anschlussfähigkeit er selbst im abschließenden Kapitel darstellt. So erläutert er den Modellcharakter der Deutsch-Polnischen Schulbuchkommission und kommt zu dem Ergebnis: „Wichtig ist, eine Balance zu finden zwischen der Ausblendung heikler oder nur politisch zu beantwortender Fragen einerseits und der schrittweisen Bearbeitung problematischer Themen andererseits. Dies erfordert einen langen Atem und den wirklichen Willen zur Annäherung“ (S. 322). Auch wenn sich derzeit nicht sagen lässt, inwieweit die Arbeit der Kommission tatsächlich zu Veränderungen in deutschen und polnischen Schulbüchern oder Lehrplänen geführt hat, hat die Studie von St. gezeigt, dass die Etablierung eines wissenschaftlichen Dialogs auch zwischen Vertretern unterschiedlicher Systeme und in politisch schwierigen Zeiten möglich und nötig ist. Einzig der Verzicht auf den typischen Duktus einer wissenschaftlichen Qualifizierungsarbeit, wie zum Beispiel die einleitenden Erläuterungen über

das gewählte Vorgehen zu Beginn jedes Kapitels, hätte die Freude beim Lesern dieser Arbeit noch erhöht.

Hamburg

Stephanie Kowitz-Harms

Das Jahr 1989 im deutsch-tschechisch-slowakischen Kontext. Hrsg. von Edita Ivaničková, Miloš Řezník und Volker Zimmermann. (Veröffentlichungen der Deutsch-Tschechischen und Deutsch-Slowakischen Historikerkommission, Bd. 19 / Veröffentlichungen zur Kultur und Geschichte im östlichen Europa, Bd. 43.) Klartext. Essen 2013. 280 S., graph. Darst. ISBN 978-3-8375-1009-6. (€ 34,95.)

Von bilateralen Historikerkommissionen herausgebrachte Publikationen stehen selten für methodische und inhaltliche Innovation. Darüber hinaus halten sich gegenwärtig viele Publikationen für komparativ und transnational, die solche Ansätze weder methodisch noch empirisch auch nur annähernd umsetzen. Der vorliegende Band zu den ostmitteleuropäischen „Wenden“ (S. 7), hrsg. von Edita Ivaničková, Miloš Řezník und Volker Zimmermann, widerlegt allerdings diese Diagnose eindrucksvoll und überrascht mit konzeptionell und methodisch schlüssigen Beiträgen.

Das Buch profitiert von der gelungenen Zusammenführung jüngerer und älterer Wissenschaftler, die sich fachlich und sprachlich problemlos im Dreieck DDR/BRD, ČSSR und Tschechien/Slowakei bewegen und infolgedessen die Historiografie der jeweils anderen überblicken und die beziehungsgeschichtlichen Ansätze systematisch anwenden. Die Vielfalt dieser Ansätze (z. B. als kontrastierender, konturierender oder typologisierender Vergleich) optimiert die hermeneutische Aussagekraft des methodischen Zugriffs. Die Autoren setzen zudem die politischen Entwicklungen in den ostmitteleuropäischen Ländern der späten 1980er Jahre systematisch in Beziehung zu der sich verändernden Rolle der Sowjetunion und erläutern die unterschiedlichen Reaktionen auf Perestroika und Glasnost. Manche Aufsätze spannen den zeitlichen Bogen über das Jahr 1989 hinaus und gewähren so einen Einblick in die postsozialistische Zeit.

Das Jahr „1989“ wird als das Ergebnis eines Zusammenspiels zwischen den Strukturen der kommunistischen Gesellschaften Ostmitteleuropas, endogenen und exogenen Faktoren und dem dynamischen Verlauf von Ereignissen wiedergegeben. Die im Zuge der europäischen Kanonisierung von „1989“ entstandene Meisterzählung wird so verkompliziert und pluralisiert. Zudem beleuchten einzelne Aufsätze die Ereignisse und Vorstellungswelten aus einer akteurszentrierten Perspektive, also „von unten“. Dadurch schaffen sie eine zusätzliche Deutungsebene und relativieren das gängige Interpretationsmodell „Totalitarismus vs. Gesellschaft“.

Die Ursachen für Destabilisierung, Delegitimierung und Niedergang der staatssozialistischen Systeme stehen im Mittelpunkt der Aufsätze von Christopher Boyer und Michal Pullmann. Aus wirtschaftspolitischer Perspektive präsentiert B. eine vielschichtige Interpretation des Systemwechsels in Ostmitteleuropa, indem er endogene Faktoren wie die systemimmanenten Schwächen der staatssozialistischen Entwicklungslogik und exogene Faktoren wie die Veränderungen im globalen Umfeld seit den 1970er Jahren miteinander verknüpft. B. zeigt, warum das Ende des Staatssozialismus kein Einakter, sondern „ein Thema mit Variationen“ (S. 24) war, das in manchen Fällen, wie in Polen und Ungarn, durch Impllosionen und in anderen, wie in der ČSSR und DDR, durch Explosionen endete. Die eigentliche Zäsur für West- und Osteuropa sei das Ende des *Golden Age* der 1970er Jahre (S. 28) gewesen, das für beide Systeme den Übergang in eine neue, globalisierte Weltwirtschaft eingeleitet habe. Den Weg zur Revolution 1989 aus politischer Perspektive diskutiert P. Ihm geht es darum zu zeigen, warum die kommunistische Ideologie bei den Bevölkerungen Ostmitteleuropas ihre Überzeugungskraft allmählich einbüßte. Er unterstreicht den katalytischen Einfluss der Perestroika und ihre unterschiedlichen Wirkungen auf die kommunistischen Führungen Ostmitteleuropas, aber auch deren Unfähigkeit, das

„pragmatische“ Modell (S. 48) mit begrenzten Freiräumen zur individuellen Selbstverwirklichung auf Dauer aufrechtzuerhalten.

Der „sowjetische Faktor“ hinsichtlich der ČSSR ist auch Gegenstand der Ausführungen von Beata K a t r e b o v a - B l e h o v a. Sie unterstreicht die Bedeutung des „Syndroms des Jahres 1968“ (S. 61) in den bilateralen Beziehungen. Moskaus Strategie der „konsequenten Nichteinmischung“ in den späten 1980er Jahren habe dem Reformkommunismus letztendlich geschadet. James K r a p f l untersucht von einfachen tschechoslowakischen Bürgern im November 1989 herausgegebene Flugblätter, Manifeste und Mitteilungsblätter und rekonstruiert dadurch deren Motivationen und Hoffnungen. Auch sein Fazit ist gegen den Strich gebürstet: Die Revolution in der ČSSR sei keineswegs nur auf eine Erhöhung der Lebensstandards ausgerichtet, sondern auffällig idealistisch aufgeladen gewesen (S. 74). Forderungen nach Demokratie, (Gewalt-)Freiheit, Menschlichkeit und überraschenderweise auch „Sozialismus“ dominierten die Vorstellungen der Bürger.

Miroslav K u n š t á t und Tomáš V i l í m e k untersuchen den facettenreichen Referenzrahmen der Ost-West-Beziehungen im Zeichen der Perestrojka. Ihre These lautet, dass in den späten 1980er Jahren trotz fortdauernder Bipolarität eine intensive Multilateralisierung stattgefunden habe, die wichtige Themenbereiche wie Sicherheit, Wirtschaft und Umwelt eingeschlossen habe. Ondrej P ö s s analysiert die Emanzipationsbestrebungen und den Aufbau einer kulturellen Vertretung der Karpatendeutschen, die letztlich mit der Gründung des Karpatendeutschen Vereins in der Slowakei im Jahre 1990 Früchte getragen hat.

Die Reformkonzepte der „intellektuellen Dienstklasse“ in der Tschechoslowakei und der DDR stehen im Mittelpunkt des Beitrags von Dieter S e g e r t und Vladimír H a n d l. Sie erforschen Kontinuitäten und Brüche im Reformdenken der marxistischen Intelligenz beider Länder und den Umgang der kommunistischen Führungen mit parteiinternen Kritikern. Obwohl Letztere ihre Bestrebungen einer sozialistischen Alternative nicht verwirklichen konnten, haben sie in Gestalt von Gewaltlosigkeit und einer gewissen Offenheit für gesellschaftliche Gegenentwürfe ein Vermächtnis hinterlassen (S. 187). Susanne S c h w a r z beleuchtet die Europa-Bilder tschechoslowakischer und ostdeutscher Bürgerrechtler und ihre Bedeutung für die EU-Politik vor und nach 1989. Die Aussagekraft solcher Bilder basierte auf der durch den Kalten Krieg verursachten Verschiebung von Teilen Europas von der Mitte in die Peripherie. Der Europa-Diskurs in der DDR und der ČSSR habe auf die Rehabilitierung der europäischen Mitte als Begegnungsraum und Ort des Austausches abgezielt (S. 192). Vorstellungen von und für Europa schufen politisch-kulturelle Assoziationen, machten Sinnzusammenhänge anschaulich und legitimierten gewisse Formen politischen Handelns.

Die drei letzten Beiträge behandeln die (An-)Verwandlung von Institutionen, Disziplinen und Erinnerungen im professionellen Wissensbetrieb. Blanka K o f f e r untersucht die unterschiedliche Entwicklung der deutschen und tschechischen Ethnografie im Systemwechsel am Beispiel der Umgestaltung des Instituts für Ethnografie und Folkloristik der Tschechoslowakischen Akademie der Wissenschaften und des Wissenschaftsbereichs Kulturgeschichte/Volkskunde im Zentralinstitut für Geschichte der Akademie der Wissenschaften der DDR. Bedingt wurde sie u. a. durch die ungleiche fachwissenschaftliche Einordnung (in Tschechien als selbstständiges Fach innerhalb der Akademie, in der DDR als Teil der Geschichtswissenschaften) sowie die Entstehung einer gesamtdeutschen Wissenslandschaft im Gegensatz zum tschechischen Fall. Einen vergleichenden Blick auf die Erkenntnisse der slowakischen, tschechischen und deutschen Historiografie über das Jahr 1989 wirft Adam H u b e k. Bei dem allen drei Fällen gemeinsamen Unterfangen der „Vergangenheitsbewältigung“ hebt er für die Slowakei den hohen Stellenwert des nationalhistorischen Paradigmas hervor, da dem jungen Staat besonders hohe Legitimationserwartungen entgegengebracht wurden. Anders als in Deutschland übertrifft im slowakischen Fall die Nationsbildung den kommunistischen Zusammenbruch an Bedeutung. Ähnlich verhält es sich mit den reichen historischen Konnotationen der staatsrechtlichen Beziehungen zwischen Tschechen und Slowaken. Der Zerfall der ČSSR und das Problem des *nation*

building bleiben für slowakische Historiker thematisch wesentlich attraktiver als der Zusammenbruch des kommunistischen Systems (S. 242). Wie junge Studierende heute die kommunistische Zeit verstehen und was sie darüber wissen, ist Gegenstand der Untersuchung von Nicole Horáková-Hirschler und Vladimír J. Horák. Basierend auf Umfragen unter Studierenden der Universität Ostrava und unter Hinzuziehung einer analogen Untersuchung mit deutschen Schülern zur DDR-Geschichte, konstatieren sie bei tschechischen Studierenden ein hohes Interesse, mehr über die kommunistische Vergangenheit zu erfahren. Im Gegensatz zu Deutschland spiele die Familie im tschechischen Fall als Informationsquelle eine geringere Rolle, und der Schulunterricht bleibe eine der Hauptquellen für Wissen über die kommunistische Vergangenheit. Obwohl im Wesentlichen mit den Fakten vertraut, haben tschechische Studierende Probleme bei deren Einordnung und Interpretation und halten sich, wieder im Gegensatz zu den deutschen Befragten, mit Bewertungen und Interpretationen zur kommunistischen Vergangenheit eher zurück.

Mit seiner breiten und umfassenden Palette von Themen aus Wirtschafts-, Politik-, Gesellschafts-, Wissens-, Sozial- und Kulturgeschichte und durch die konsequente methodische Anwendung von Transfer und Vergleich bietet der Band eine spannende und durchaus empfehlenswerte Lektüre.

Leipzig

Augusta Dimou

Juliane Tomann: Geschichtskultur im Strukturwandel. Öffentliche Geschichte in Katowice nach 1989. (Europas Osten im 20. Jahrhundert, Bd. 6.) de Gruyter. Oldenbourg 2017. VIII, 436 S., III. ISBN 978-3-11-046609-6. (€ 49,95.)

Applying secondary literature and seventeen interviews with local cultural and political figures, Juliane Tomann's newly published dissertation sheds light on how Katowice, infamous as an ugly working-class socialist dystopia, 'seems to be driven since 1989 by a reflex to catch up and wants to constitute itself with every means at its disposal to be as much a full-scale European city as the established Polish cultural metropolises Wrocław and Cracow' (p. 2). To make the city attractive to investors and tourists, she argues, local politicians have rejected both the city's ethnically complicated history and its working-class industrial background. In this context, wherein prevalent German architecture narrates an urban history at odds with Polish memorial plaques and museum representations, T. promises to unfold an 'interesting example of public historical representation' (p. 397).

T. spends her first five chapters on theoretical background with some historical context. In an early survey, she notes that after the economic upswing of the 1970s, locals took part in Solidarity protests and then suffered high unemployment after much industry closed after 1989. After years as an industrial city, Katowice was rebranded as a cultural centre; when Katowice's fine art museum became independent from Cracow, it was meant to imply to residents that the city was not just a playground for rapacious investors (p. 31). A further and longer survey of Katowice as a contested Upper Silesian borderland in chapter 5 offers asides on architectural landmarks. While this section cites considerable literature, excellent English-language scholarship devoted to the city and region, such as by James Bjork¹ and Peter Polak-Springer², is absent; by incorporating findings from such work, T. might have transcended her use of the term 'Upper Silesian' as a catch-all for those in Katowice who have not historically identified as German or Pole; this category she reaffirms in the contemporary context using census data (pp. 38-39). In fact, identity in Upper Silesia was historically multifaceted with Catholic, localized, and overlapping, sometimes

¹ JAMES BJORK: *Neither German nor Pole: Catholicism and National Indifference in a Central European Borderland*, Ann Arbor 2008.

² PETER POLAK-SPRINGER: *Recovered Territory: A German-Polish Conflict over Land and Culture, 1919-1989*, Oxford 2015.

interchangeable national characteristics. Without deconstructing the term 'Upper Silesian', measuring its evolution, or furthering context on nationalizing forces, the author in many ways reinforces how a few elite political and cultural figures have projected 'Upper Silesian' as a category just as they have spoken for how 'the public' perceives architecture and identity.

The core of the work, chapters 6-8, examines the politics of identity in three major venues. Chapter 6 explores how museums interpreted urban history: both Katowice's city museum and the Silesian Museum generally repeated Polish national narratives and avoided German ones. Chapter seven, perhaps the most insightful part of the book, exhibits top-down identity formation and marketing in the context of Katowice's application to become European Cultural Capital, which the city initiated and financed in 2011. To challenge top-down marketing schemes of Katowice as a 'garden city' or 'city of modern architecture', T. infuses reflections from seventeen political and cultural elites. The slogan of Katowice as a garden city ignored the Germanness of early 20th-century garden suburbs, prompting interviewees to largely reject the garden city identity as being too constructed. Given that the slogan failed to suit the city, T. concludes, the authorities 'should conceive of a viable concept of the future' through a more 'serious' look to the past (p. 410). More authentic for her was the city's marketing of its interwar classical modern architectural heritage as the artistic triumph of a supposed Polish Chicago. Finally, chapter 8 investigates how two prominent media figures, Michał Smolorz and Kazimierz Kutz, questioned nationalized official discourse and urged that greater attention be paid to 'Upper Silesian' (which the author refers to as an 'ethnie'), rather than just Polish or German identity (p. 378). This was largely in agreement with positions taken by other leading cultural figures interviewed.

It is perplexing when T. claims that Katowice, spared significant wartime destruction, largely lacks the 'palimpsest-like' layering that affects most other Polish cities (p. 163). Not only does T. herself raise exceptions like the central marketplace cleared of its 'German' architecture after 1945 or the Silesian Museum and Great Synagogue torn down by the Nazis: she opens her book with the brutalist main train station demolished in favour of a sterile shopping mall. Furthermore, she exhibits how monuments, inscriptions, and many structures have been imbued with new meanings. A building need not have been razed to fit the palimpsest metaphor coined by Andreas Huyssen³ (2003), who is not cited here. The sheer mass of new monuments, street names, and encoding of urban space after 1989 makes Katowice a classic palimpsest with many buried layers.

In the attempt to make Katowice exceptional, this work also misses ways in which Katowice reflected trends in other Polish cities. T. repeatedly contrasts Katowice with neighbouring rival Wrocław, which apparently embraced German history after 1989 because it lacked Katowice's 'incomparably more complex' identity (pp. 398-399). This claim is hard to accept, given evidence by scholars such as Gregor Thum⁴ that postwar Wrocław was resettled by an extremely diverse 'melting pot' from across pre-war Poland and since 1989 has been selective in affixing German elements to official identity. Like Katowice, Wrocław's post-war identity was imbued with a future-oriented striving toward modern 'progress', and T.'s evidence clearly shows that, like other formerly German cities, Katowice's history was fused to an eternally Polish national mythos that sustains some staying power today.

Ultimately, this book illustrates how a few cultural elites have perceived and sometimes contested official marketing campaigns for a post-industrial city. Given the importance of assessing how historical imaginaries changed (and showed continuity) after 1989, as well

³ ANDREAS HUYSEN: *Present Pasts: Urban Palimpsests and the Politics of Memory*, Stanford, CA 2003.

⁴ GREGOR THUM: *Die fremde Stadt: Breslau 1945*, Berlin 2003.

as the rich findings from interviews, especially in its latter chapters, this book should be referenced by specialists on Upper Silesia and post-communist cities.

Washington, DC

Andrew Demshuk

Helmut Fehr: Vergeltende Gerechtigkeit – Populismus und Vergangenheitspolitik nach 1989. Verlag Barbara Budrich. Opladen u. a. 2016. 174 S. ISBN 978-3-8474-0563-4. (€ 28,90.)

Helmut Fehr, Professor für Europäische Regionalforschung an der Andrassy-Universität Budapest, untersucht in dem vorliegenden Buch den Umgang mit der Aufarbeitung der kommunistischen Vergangenheit in Polen, der Tschechischen Republik, Deutschland und Ungarn nach 1989 sowie die damit verbundenen Deutungsmachtkonflikte.

In Polen wollte man anfänglich nach Adam Michniks Motto: „Amnestie – ja, Amnestie – nein“ (S. 14) auf Mittel der Strafverfolgung verzichten. Tadeusz Mazowiecki verfolgte eine Politik des „dicken Schlussstrichs“ (S. 17). Diese Position war schon damals umstritten: 1991 versuchte die Zentrumsallianz unter der Führung von Jarosław Kaczyński vergeblich, ein Gesetz zur Entkommunisierung durchzusetzen. Dessen Ziel wäre gewesen, mit Hilfe von Akten über vermeintliche Mitarbeiter des Sicherheitsdiensts politische Gegner mundtot zu machen. Der Einfluss alter Seilschaften und der Nomenklatura auf die polnische Gesellschaft wurde als Erklärung für die Schwierigkeiten des Neuanfangs herangezogen. Die Rolle des Hauptfeinds ging allmählich von den Kommunisten auf die Liberalen über, wobei in den Augen der National-Populisten beide Gruppen eng miteinander verbunden sind. Auch katholische Liberale – die sog. „Kato-Linken“ – wurden als Alliierte von „Krypto-Kommunisten“ und „Kollaborateuren“ denunziert. Die Folgen der Entkommunisierung für Polens Gegenwart werden erst später im Buch (S. 65-79) erörtert. Sie bereitet die heutige illiberale Politik der PiS-Partei vor. 2007 wurde ein „totales“ Lustrationsgesetz eingebracht, und 2015 spielte das Thema während der Wahlkämpfe eine wichtige Rolle. Vor allem kritische Gegner standen im Visier der PiS-Partei.

Entstanden ist der Begriff „Lustration“ in der Tschechoslowakei. Vor den ersten Parlamentswahlen 1990 hat man dort die Lebensläufe der Abgeordneten kandidaten auf ihre Vergangenheit hin untersucht. 1991 und 1993 kam es dann zu Gesetzgebungsverfahren. Während sich Alexander Dubček und Václav Havel gegen die gesetzlichen Durchleuchtungen aussprachen, nutzte Václav Klaus die Entkommunisierung, um die politischen Gegner seines politischen und wirtschaftlichen Kurses – darunter auch die „Charta“-Eliten – zu schwächen. Die Angst vor dem Totalitarismus spielte bei den Debatten eine besondere Rolle. F. zufolge hat „die Lustrationspolitik bis in die Gegenwart eher dazu beigetragen [...], die neuen Eliten zu legitimieren als die Vergangenheit des kommunistischen Regimes aufzuarbeiten“ (S. 48).

In Deutschland wurde die Diskussion zur Aufarbeitung der Stasi-Vergangenheit durch den westdeutschen Historikerstreik und die Bearbeitung des „Stasi-Komplexes“ in besondere Bahnen gelenkt. Der Begriff „Unrechtsstaat“, der vor allem während des Thüringer Landtagswahlkampfes 2014 verwendet wurde, war – so der Vf. – ein problematischer Versuch, DDR und NS-Staat gleichzusetzen (S. 58-64). Er kritisiert die Instrumentalisierung dieses Begriffs zu machtpolitischen Zwecken.

Auch in Ungarn ging man von einer „Kontinuität der Diktaturen“ aus (S. 85). Dies geschah „von oben“ und ohne Erwähnung der Verbindung zwischen Antikommunismus und autoritären Einstellungen, die es nach dem Zweiten Weltkrieg gegeben hatte. Eine nachholende Lustration fand erst nach der Wahl der ersten Fidesz-Regierung statt. Ab 2010 wurden die Sozialisten auf der Grundlage der Durchleuchtung politisch bekämpft. Die jüngste Vergangenheit wurde durch Mythosbildung und Denkmalbau (Denkmal zur deutschen Besatzung Ungarns bzw. Hóman-Denkmal) verfälscht. Zugleich hat Viktor Orbán die Erinnerung an das „Trauma von Trianon“ zu nationalistischen Zwecken forciert.

In der Entkommunisierung sieht F. die Auswirkung eines versteckten Anti-Intellektualismus. Er bemüht sich, diese These anhand des Schicksals linker Intellektueller wie z. B. Christa Wolf, Milan Kundera, Zygmunt Bauman oder Ágnes Heller zu belegen. Zugleich untersucht er die Rolle der verschiedenen Vertreibungen nach dem Krieg bei der Aufarbeitung des Kommunismus. Zum Schluss werden die „Pathologien der vergeltenden Gerechtigkeit“ (Verschwörungsphantasien wie die „Smoleńsk“-Katastrophe und fragwürdige Geschichtsumdeutungen) sowie die weitverbreitete Geschichtsvergessenheit thematisiert. F. stellt fest: „Statt Stärkung der Selbstreflexion und Sensibilisierung für Diktaturerfahrungen wurde Erinnerungslosigkeit mit Vergangenheitsfixierung verknüpft“ (S. 155). Ob diese kritische Einschätzung auch für Ostdeutschland so pauschal gilt, ist allerdings zu bezweifeln. Das Buch beinhaltet zahlreiche Fakten, ist aber etwas unübersichtlich strukturiert.

Rostock

Yves Bizeul

Philipp Ther: Europe since 1989. A History. Übersetzt von Charlotte Hughes-Kreutzmüller. Princeton University Press. Princeton – Oxford 2016. XI, 425 S., Ill., graph. Darst. ISBN 978-0-691-16737-4. (\$ 35,-)

Von Philipp Ther's mit dem Sachbuchpreis der Leipziger Buchmesse ausgezeichneten Monografie *Die neue Ordnung auf dem alten Kontinent*¹ (2015) liegt nun die englische Übersetzung vor, ergänzt um ein kurzes „Vorwort zur englischen Ausgabe“. Wenn sich die Hauptthesen auch nicht geändert haben, soll hier doch auf Unterschiede zum deutschen Original eingegangen werden.

Ins Auge stechen der neue Titel und das neue Titelbild. Beide Ausgaben verwenden Aufnahmen des Photographen Przemysław Zacharuk, der sich auf polnische Stadtarchitektur, vor allem Warschau bei Nacht, spezialisiert hat.² Passend zum Inhalt erstrahlt auf dem Original hinter dem neonbeleuchteten Parkplatz des Hauptbahnhofs der Warschauer Kulturpalast im Nachthimmel. Princeton hingegen wählte eine unspezifische Detailaufnahme des daneben liegenden Einkaufszentrums, die weniger dessen Namen Złoty Tarasy (Goldene Terrassen) evoziert als vielmehr durch den Kontrast mit den übergroßen, gelben Buchstaben des Titels und Autorennamens wirkt.

Die Änderung des Titels zu *Europe since 1989* mag die Markteinschätzung des Verlags reflektieren: Ein derart deklariertes Überblickswerk verkauft sich wahrscheinlich auf dem anglophonen Markt besser, während das deutsche Wortspiel weniger Interesse oder Assoziationen hervorrufen könnte. Der neue Titel wird aber dem Inhalt weniger gerecht und bestärkt diejenigen Kritiker, die meinten, es stecke zu wenig Gesamteuropa dahinter.

T. beschäftigt sich mit den Anwendungen und Auswirkungen neoliberaler Politik in Osteuropa (inklusive Ukraine und Russischer Föderation) nach 1989, der zweiten neoliberalen Welle in den späten 1990ern, der damit einhergehenden Ko-Transformation des Westens (vor allem Deutschlands) sowie der Renaissance neoliberaler Vorschriften für Südeuropa während der Euro-Krise 2008-2010. Das Ende der Transformation sieht der Vf. in der russischen Annexion der Krim 2014. Damit gelingt eine Umkehrung des üblichen Narrativs, das 1989 als Osteuropas Rückkehr nach Europa zelebriert. Die vorliegende Studie folgt dem Neoliberalismus von Ost- über West- nach Südeuropa und bietet eben keinen typischen Überblick.

T.s Stärke – mit Empathie menschliche Schicksale, Lebens- und Erfolgsgeschichten einzuflechten – dürfte amerikanischen Lesern durch die komplexen Argumente und thematisch sehr unterschiedlichen Kapitel helfen. Mehrere Überschriften wurden geändert, was teilweise sprachliche Feinheiten reflektiert (z. B. ersetzt „Getting on the Neoliberal Band-

¹ Vgl. meine Rezension in: Zeitschrift für Ostmitteleuropa-Forschung 65 (2016), S. 473-475.

² <https://www.facebook.com/pg/MetroPolish/photos/> (15.11.2017).

wagon“ „Praxis und Nebenwirkungen des Neoliberalismus“). Gelingen ist beispielsweise das interrogative „Southern Europe: The New East?“ an Stelle des determinierten „Der Süden als neuer Osten“. „The Roads not Taken“ spiegelt den Tenor des Kap. 10 besser wider als „Genutzte und verpasste Chancen“. Kritisch sollten Umbenennungen wie „The EU’s Marshall Plan for the East“, den es so ja nicht gegeben hat, anstatt „Die Rolle der EU“ betrachtet werden.

Für seine amerikanischen Leser hat der Vf. sporadisch neue Bezüge hergestellt (z. B. „sehr kleine Staaten“ in der EU entsprächen den US-Bundesstaaten Connecticut und New Hampshire; S. 54) sowie einige Kapitel neu eingeleitet. Er berücksichtigt so vermeintliche Präferenzen und unterschiedliche Vorkenntnisse: z. B. beginnt er Kap. 4 mit einer Diskussion des Begriffs „Revolution“ und nicht mit einer knappen Abhandlung der Schlüsselereignisse von 1989. Am Anfang von Kap. 8 stehen nicht mehr die italienische Krise von 2008 sowie der hierzulande bekannte italienische Regierungschef und EU-Kommissionspräsident Romano Prodi, sondern die prinzipiellen Schwierigkeiten des Historikers, die Zukunft vorherzusagen.

Bereits das Original war ambitioniert und anspruchsvoll. Die Übersetzerin hat exzellente Arbeit geleistet. Nach Timothy Garton Ash, Padraic Kenney und Stephen Kotkin stellt T. international den nächsten historiografischen Schritt dar, wie Historiker heute – eine Weltwirtschaftskrise später – die Ursachen und Folgen von 1989 diskutieren.³ Auch in den USA wünscht man ihm viele, besonders jüngere Leser und hofft auf Doktoranden der europäischen Geschichte, die sich von der Dichte, Komplexität und Namensfülle nicht abschrecken lassen. Amerikanische Experten werden *Europe since 1989* gewiss rezipieren. Ob es aber tatsächlich die gleiche Wirkungsmacht erreicht wie in Deutschland, bleibt abzuwarten.

Marburg

Victoria Harms

³ TIMOTHY GARTON ASH: Is Europe Disintegrating?, in: The New York Review of Books vom 19.01.2017.

Lisa Pope Fischer: Symbolic Traces of Communist Legacy in Post-Socialist Hungary. Experiences of a Generation that Lived During the Socialist Era. (Central and Eastern Europe, Bd. 7.) Brill. Leiden – Boston 2016. XIII, 217 S., Ill. ISBN 978-90-04-32211-0. (€ 114,-)

Hungary today is often identified with Viktor Orbán’s government and its reputation as an ‘illiberal’ democracy which is in constant struggle with the European Union. However, this focus on Orbán can easily distract from the perspective of Hungarian society and the question of why so many Hungarians voted for Orbán and his party, Fidesz (Federation of Young Democrats), which not only has a majority in parliament but also controls almost all local governments in the country. In Western Europe, there is a great deal of misunderstanding and ignorance surrounding the reasons for the ambivalence that characterizes Hungarians’ view of their country and its relation to the West.

Lisa Pope Fischer teaches Anthropology at New York City College of Technology. She was conducting research on Hungary three decades ago when she began to study the identities of Hungarian migrants to the United States and their complex relationships with their country of origin and their families. Her book *Symbolic Traces of Communist Legacy in Post-Socialist Hungary* was published in 2016, covering her research on a number of topics which shed light on Hungarians and their families from the late socialist system in the early 1980s until today.

The results of this long-term research project are impressive and P. F.’s short book under review here offers numerous insights into the everyday life of the generation of Hungarians who have experienced the radical political, economic, social and cultural changes of the last 30 years. Her focus on individuals and their families, mostly people she met

through her earlier work on Hungarian migrants to America (the first chapter talks about the relationships between the migrants, their families and the anthropologist in a complex transcontinental space), allows her to provide thick descriptions and theoretically based controlled life stories about the daily struggles and mentalities of older Hungarians in contemporary society.

Chapter 2 portrays one of the many widows who because of the demographic developments of the last decades represent a large group of Hungarian society. The way this 'Ica néni' (aunt Ica) makes her wonderful soup gives an insight into the strategies of survival which were learned during the socialist period when it was often difficult to find certain foods. Such strategies have regained importance in these times of capitalism when many ingredients for a simple soup have become unaffordable for those living on a small pension. But the story of how Ica néni makes her soup also portrays how a whole generation was disappointed after 1989 and how their insistence on 'authentic' Hungarian ways helped them to cope with hardships. No wonder, one could add, that a politician who cultivates his image as someone from a small village who slaughters his own pigs and who claims to fight for the rights of those Hungarians who have been left behind (a large part of the population) has gained such popularity. When the Fidesz government decided to reduce the cost of electricity, gas, and heating in 2013, this was a great help, especially for many poor Hungarians, and it showed that Orbán seems to listen to his constituency. Of course, many observers found it ironic that a political party which declared that it would radically remove the last remnants of socialism has re-introduced socialist-style politics.

In the third chapter, P. F. describes the attempts of a couple who came from peasant families dispossessed during the socialist period to recreate ancient 'Hungarian peasant' traditions in a world that has changed radically. The example reveals the contradictions (they have to buy wine for a harvest festival, so they are celebrating harvest without a harvest) but also the inner logic of this invention of traditions in a capitalist context (instead of a village sharing the fruits of its work, it is a commercialized event with shop-bought 'folk' costumes). P. F. explains that 'this tradition comforts because it embodies nationhood and empowerment contrary to an unstable society of today' (p. 99). Chapters 4, 5 and 6 focus on the problems of the post-socialist health care system and its clients (or victims), communist kitsch in Budapest, and Hungarian perceptions and manipulations of the migration crisis of 2015. In sum, the book provides surprising and profound observations on the complexities of today's society, on generational gaps, and on the polarization accentuated by Europeanization and globalization, not only in a small post-communist country. One wishes that the author had started a discussion with researchers such as Eszter Zsófia Tóth or James Mark who have also worked on post-socialist life stories in Hungary.

Washington, DC

Árpád v. Klimó

Bálint Magyar: Post-Communist Mafia State. The Case of Hungary. CEU Press. Budapest – New York 2016. XXIV, 311 S. ISBN 978-615-5513-54-1. (€ 34,-)

In den ersten Jahren nach dem Ende der kommunistischen Diktaturen in Europa galt Ungarn als Musterbeispiel für gelungenen demokratischen Wandel. Auf den Ruinen des Spätsozialismus entstand ein liberaler Staat mit Gewaltenteilung und politischen Rechten für die Bürgerschaft. Damit entsprach Ungarn der Erwartungshaltung, die in der westlichen Welt nach 1989 weit verbreitet war: Da es keine Alternative mehr zu einer liberalen Ordnung gab, würden sich die post-kommunistischen Staaten in diese Richtung entwickeln. Der amerikanische Philosoph Francis Fukuyama nannte diese Entwicklung das „Ende der Geschichte“. Heute wissen wir, dass die Geschichte weiter ging. Eine Bestandsaufnahme der politischen Ordnungen in Osteuropa und Eurasien zeigt, wie ahistorisch der Erwartungshorizont der 1990er Jahre war.

Nach dem weitgehend friedlichen Umbruch von 1989 erschien der Optimismus hinsichtlich der politischen, sozialen und kulturellen Entwicklung der post-kommunistischen

Welt angezeigt. Eine Lehre aus den Jahrzehnten der Diktatur schien es zu sein, dass autoritäre Herrschaft abgelehnt wurde. Doch schon bald zeigte sich, dass die Zeitgenossen das Erbe der kommunistischen Diktatur unterschätzt hatten. Die politische Kultur einer autoritären Ordnung, ihre informellen Netzwerke und die Schwäche der Institutionen sowie des Rechts prägten die Gesellschaften Osteuropas und Eurasiens weit stärker als ursprünglich angenommen. Trotz der Aufnahme in westliche Institutionen wie NATO und EU scheiterte, so Bálint Magyars zentrale These, der Aufbau liberaler Staatlichkeit. Die Transformation der politischen Ordnung blieb auf halbem Wege stecken.

Nach 1989 kamen nur Versatzstücke und Aushängeschilder liberaler Staatlichkeit nach Ostmitteleuropa und in den post-sowjetischen Raum. Weit stärker als der Aufbau neuer Institutionen wog die Macht der alten Gewohnheiten. Wo der Wandel zur liberalen Demokratie misslang, entstanden dennoch auf den Ruinen des Kommunismus neue Regimetypen. Die post-kommunistischen Staaten wurden zu einem Laboratorium für neue Formen autoritärer Politik – von China über Zentralasien und Russland bis in die Slowakei und nach Polen. M. sieht Ungarn ausdrücklich nur als ein Beispiel für eine weitaus breitere Entwicklung, die den gesamten post-kommunistischen Raum prägt.

Die neue Ordnung, die in Ungarn, aber beispielsweise auch in Russland herrscht, nennt der Vf. „postkommunistischen Mafiastaat“. Was meint er damit? Er versucht so, die Organisation und die Ordnung der neuen Elite zu beschreiben, die sich – der Mafia ähnelnd – als ein Männernetzwerk über das Land lege. Diese Netzwerke, so seine Analyse, haben den modernen Staat längst privatisiert und betrachten ihn als ihr Eigentum. An der Spitze dieses neuen Regimetypus steht ein Pate oder Patriarch, auf dessen Patronagebeziehungen seine Herrschaft eigentlich gründet. Er trifft die Entscheidungen, und seine Vasallen sind ihm gehorsam und Tribut schuldig. Dafür bekommen sie als Gegenleistung ihren Anteil an den Ressourcen des Landes und an der Macht.

M. sieht den postkommunistischen Mafiastaat nicht als eine vorübergehende Abweichung von den Normen moderner Staatlichkeit, sondern als eine autokratische Ordnung *sui generis*. In seiner Studie beschreibt er am Beispiel Ungarns unter Viktor Orbán die historischen Voraussetzungen, die politische Funktionsweise und die sozialen Kosten dieses Regimes. Der Vf. zeigt, wie sich oligarchische Strukturen um den Machthaber scharen, wie der parlamentarische Staat umgebaut und die Autokratie etabliert wurde und welcher Mechanismen sich dieser Staat bedient, um die Loyalität seiner Bevölkerung sicherzustellen. Dabei gelingt es ihm zu zeigen, dass es sich um ein komplexes System handelt, das auf einer eigenen Logik basiert und damit modernes Verwaltungshandeln weitgehend aushebelt. Die Ordnung beruht stark auf persönlicher Loyalität und weist Parallelen zu höfischen Gesellschaften auf. Das Legitimitätsdefizit des Regimes wird durch eine engmaschige Kontrolle der Massenmedien, insbesondere des Fernsehens, durch Manipulation der Wahlen, eine nationale Ideologie sowie gezielte Kampagnen gegen vermeintliche Feinde der Nation aufgefangen. Dabei bedient sich Orbáns Regime aus dem Reservoir von Nationalismus, Rassismus und Antisemitismus und instrumentalisiert auch traditionelle Akteure wie etwa die christlichen Kirchen für seine Zwecke. In der Außenpolitik wird insbesondere die Nähe zu anderen Autokratien wie Russland, Iran oder China gesucht, während die liberalen Ordnungen des Westens als Bedrohung dargestellt werden.

Durch die Kombination historischer, politikwissenschaftlicher und soziologischer Methoden gelingt es dem Autor, unser Verständnis post-kommunistischer Regime und ihrer Funktionsweisen zu erweitern und zu systematisieren. Ob sich das begriffliche Angebot – „Mafiastaat“ – durchsetzen wird, sei dahingestellt. In jedem Fall verfügen wir hier über eine durchdachte Analyse post-kommunistischer Autokratien. Das Buch wird dazu beitragen, die politische Entwicklung Osteuropas und Eurasiens nach dem Ende des Kommunismus zu konzeptionalisieren – eine Entwicklung, die anders verlief als viele Akteure, Beobachter und Chronisten des Umbruchs von 1989 hofften. Gerade deshalb ist diese schonungslose Bestandsaufnahme notwendig.

Peter Wilkin: Hungary's Crisis of Democracy. The Road to Serfdom. Lexington Books. Lanham 2016. XXV, 223 S. ISBN 978-0-7391-8791-3. (\$ 85,-)

Peter Wilkin, a British sociologist, has written a fascinating and thought-provoking book on today's Hungary. The surprising ideas he provides begin with the title of the book. Most contemporaries in the USA and in Western Europe (including the author of this review) would assume that the title refers to the crisis of Hungarian democracy which started in 2010 with Viktor Orbán's landslide election victory and continued into the following constitutional 'revolution', turning the country into an 'illiberal' democratic system. Not so W. For him, the crisis of Hungary's democracy begins in 1989, if not even before that. His narrative is based on world-systems analysis (WSA) with what he calls an 'anarchist squint' according to theories formulated by Immanuel Wallerstein and anti-neoliberal economists such as Michael Hudson, and classical elite theories.

The main argument is that we have to understand the crisis of democracy in Hungary as part of a wider crisis in East Central Europe and the 'Modern World System' (or MWS, W. likes acronyms) in general. After the world financial and economic crisis of 2006 and as a consequence of the relative decline of its core (USA and Western Europe), new centres (such as Vladimir Putin's Russia or China) 'which have less in common with liberal democracy' (p. xiii) have been on the rise. However, it was Hungary's political elites, pushed by IMF, the EU, and particularly the interests of multi-national corporations and international finance elites ('the 1 %'), who subjected the country to a neoliberal social and economic transformation which resulted in the destruction of the welfare state and the impoverishment of large parts of Hungarian society. Consequently, since the liberal and socialist parties which dominated the country for most of the time between 1994 and 2010 have basically abandoned most Hungarians in order to please international investors, Hungarians almost had no other choice than to turn to Orbán's Fidesz and the neo-Fascist party Jobbik. Orbán, and to some extent also Jobbik, is now attempting to create an authoritarian system, some form of 'developmental state' like South Korea or certain South American countries during the Cold War, in order to modernize the country and make it independent from international debtors. How much further Orbán can go in his project to regain 'national sovereignty' until the country is punished by the EU remains an open question to W., and he sees the role of the European institutions in a very critical light. Instead of supporting East Central Europe in 1989 with a new Marshall Plan, the EEC/EU instead forced a brutal neo-liberal shock-therapy (like the 1996 Bokros-package in Hungary) upon it. This was supported by the new (and some older) local political elites and made possible by the strong anti-communist and anti-state tendencies at the time (p. 165).

There is much truth in this diagnosis of the Hungarian patient. Many, probably most, Hungarians have experienced the post-communist period not only as a major disappointment because the 'return to Europe' seems to have been rather a 'detour from periphery to periphery' (Ivan T. Berend), or, as W. puts it, as a journey to become 'the Mexico' of Europe, only interesting to the elites of the core countries of the MWS because of low wages, an educated population, and weak unions (p. 165). It is also true that the Socialist Party has abandoned the original ideas of a social democracy with the state protecting the workers and not just the capitalists; that it was severely punished in the elections of 2010, and is still struggling today; and that social protest and the articulation of the interests of the poor and marginalized (against the Jews and Roma) have become the domain of Fidesz and Jobbik. The book also describes well the problems of Orbán's 'illiberal democracy' and the dangers of neo-Fascism. The study is based on an impressive bibliography and a number of interviews the author carried out during recent years in Budapest.

However, as a historian, I have a lot of problems with W.'s explanations and conclusions. The reality, from the perspective of WSA, seems not to be complex at all. Almost everything can be explained as the evil-doing of the international financial elites who control basically everything, while 'the people', in this case the majority of Hungarians, are enslaved through public debt. And the public goods and services they enjoyed under com-

munism (which, as W. admits, had become less and less attractive since the 1980s when the first reforms, inspired by neoliberal ideas, undermined the socialist system) have been privatized. What about the modern technology, factories, machinery, modern infrastructure, public transportation, competitive jobs, etc.—to some extent financed by the European Union but also by foreign capital—which has been brought to Hungary since 1989? W. mentions this, but he mostly talks about the devastation wrought by austerity dictated by German and French banks. He also accuses the EU of not being ‘principally’ interested in democracy, which explains why Orbán’s authoritarian project receives only mild criticisms from Brussels (p. 179, although he also concedes that the EU would only strengthen Fidesz and Jobbik if it were to really punish Hungary). He himself does not criticize Putin and claims that the USA in 2014 ‘sponsored’ a coup in the Ukraine where ‘neo-fascists came to power’ (p. 105), and that NATO encircled Russia (p. 172). This book offers a lot of new insights into Hungary from a global perspective but I am afraid that WSA unfortunately tends to drive scholars to look for the ‘bad guys’ of history and their conspiracies when the reality may actually be more complicated.

Washington, DC

Árpád v. Klimó

Bálint Varga: The Monumental Nation. Magyar Nationalism and Symbolic Politics in Fin-de-siècle Hungary. (Austrian and Habsburg Studies, Bd. 20.) Berghahn, New York – Oxford 2016. VIII, 286 S., Ill., Kt. ISBN 978-1-78533-313-2. (€ 130,-) – The fashionable research field of public commemoration and its cultures has already begun to look a bit passé in some quarters; not yet, however, in East-Central Europe, where it was slow to arrive. In good part that is because there were so few memorials for so long. In Hungary, public statuary only started to be constructed in the last decades of the 19th century. Then the situation was transformed by the 1896 Millennium: the great romantic extravaganza which celebrated a thousand years of the Hungarian state. That event is almost over-familiar in its cultural and architectural aspects: the vast exhibition held in Budapest's Városliget and the more or less closely associated building programme across the city (Heroes' Square, Parliament, the Underground Railway and others), all of it a massive self-congratulatory display of the achievements of Dualist Hungary's Magyar establishment. Bálint Varga has found an original slant on this story, a major but neglected millennial theme. He analyses a series of seven monuments which were erected, not in Budapest, but on the country's peripheries, deliberately positioned there to assert the power of the state and the thousand-year continuity of the *magyar állameszme*, i. e. the idea(l) of an integral, uniform constitutional kingdom of Hungary. The monuments celebrated the state's founder, Árpád, leader of the mounted tribes who allegedly accomplished their conquest of the Carpathian basin (the *honfoglalás*) in 896. The whole venture was the brainchild of Kálmán Thaly, the pre-eminent creator of a historical narrative suited to the pretensions of millennial Hungary as well as a chief political activist in that cause. Much of this was wishful thinking, if not complete fabrication (beginning with the claims for the year 896 itself). Hungary had in reality always been multi-ethnic, multi-confessional, fragmented and vulnerable. And rarely were its underlying weaknesses more imperilling than around 1896. So the enterprise was vainglorious and futile, a kind of anticipation of Robert Musil's fictional *Parallelaktion*. It yielded a set of tawdry memorials, each uglier and more tasteless than the one before. There is correspondingly little evidence that they made any lasting impact. Yet in the process of studying their local circumstances, V. uncovers something much more valuable and authentic. In a sequence of 'scenes from provincial life', for which he draws masterfully on sources in all the relevant languages and genres, he shows us a rich tapestry of indigenous conditions in Hungary's disparate regional townscapes. There, forms of inter-ethnic and inter-confessional working compromise had been brokered which the Árpád monument campaign, with its homogenizing ideology, deliberately set out to flout. Above all, V. highlights a range of nationality issues: Magyar populations were present in all of the municipalities concerned; Germans and Jews were present in most of them; there were Slovaks in Nitra, Ruthenes in Munkács, Rumanians in Brassó and Serbs in Semlin. Only around the Pannonhalma and Pusztaszer statues were Magyars alone to be found, but hardly anyone lived in those remote locations anyway. It was not so much the idea of commemoration that was tainted, V. concludes, but the centralized and doctrinaire way in which it was implemented. That is actually confirmed by the conspicuous and lasting success of the millennial constructions in the heart of Budapest, though he deliberately excludes those from consideration. There, the government's programme found a ready audience. V. is inclined to describe that programme, rather too glibly, as 'liberal' and 'progressive'. By the mid-1890s it had become mainly national-conservative and anticlerical. That was the chief message of its cult of Árpád and of his pagan Magyar warriors. Little more than twenty years in the future, both the monuments and the state lay in ruins.

Sunningwell, Oxon

R. J. W. Evans

Gabriel Berger: Umgeben von Hass und Mitgefühl. Jüdische Autonomie in Polen nach der Schoah 1945-1949 und die Hintergründe ihres Scheiterns. Lichtig Verlag, Berlin 2016. 191 S. ISBN 978-3-929905-36-6. (€ 14,90,-) – Mit dem schmalen Band liegt die in deutscher Sprache erste Darstellung über die jüdische Ansiedlung (Jischuv) in Niederschlesien unmittelbar nach Ende des Zweiten Weltkriegs vor. Anlass, sich damit näher zu befassen, war für den Autor die eigene Familiengeschichte. Gabriel Berger hat von 1948 an als Kind selbst einige Jahre in Breslau (Wrocław) gelebt, nachdem seine jüdische Familie von Belgien nach Polen übergesie-

delt war, um dort mit gleichgesinnten, dem Kommunismus und jiddischer Kultur anhängenden Juden „am Aufbau des Sozialismus“ mitzuwirken (S. 8). Mittelpunkt des Jischuvs war allerdings nicht das polnische Breslau, wengleich es dort mehrere Jahre ein jiddischsprachiges Theater gab, sondern die Kleinstadt Reichenbach (Rychbach, später umbenannt in Dzierżoniów). Seine Informationen bezieht B. vor allem aus den 1991 veröffentlichten Erinnerungen¹ von Jakub Egit (1908-1996), der zu einem der Wortführer des Jischuvs in Niederschlesien aufstieg. Betrachtet werden somit dessen politische Aktivität bis zum Zweiten Weltkrieg sowie die Zeit unter sowjetischer Herrschaft und in der Roten Armee bis zur Rückkehr nach Polen. Zudem geht der Vf. auf die Pogrome in Lemberg Mitte 1941 und deren Nachgeschichte sowie auf die Haltung von Polen angesichts des nationalsozialistischen Judenmords ein. Er schildert sodann die Bemühungen der Juden, sich im Nachkriegspolen neu zu organisieren und in den historischen deutschen Ostgebieten eine auf eigene kulturelle Traditionen gegründete Heimat aufzubauen. Dafür erhielten sie anfangs die Hilfe der kommunistischen Staatsorgane – während die polnische Gesellschaft der Rückkehr von Juden nach Polen ablehnend gegenüberstand. Nach dem Pogrom von Kielce Mitte 1946 kehrten dem Land Zehntausende den Rücken, was für die im polnisch gewordenen Niederschlesien zurückbleibenden Juden die Möglichkeiten kultureller Autonomie einschränkte. Das Ende für den Jischuv kam nach dem Umschwung von 1956, der Verfechter eines Nationalkommunismus an die Macht brachte, woraufhin sich antisemitische Stimmungen breit machten und viele Juden die Gelegenheit zur Ausreise nutzten. Egit emigrierte 1957 nach Kanada. Bei der vorliegenden Darstellung handelt es sich um keine im engeren Sinn wissenschaftliche Untersuchung. Archivquellen hat der Vf. nicht ausgewertet, und der hier berücksichtigte Ausschnitt an einschlägiger Forschungsliteratur ist allzu schmal. Auf den zweiten Schwerpunkt jüdischer Ansiedlung in den historischen deutschen Ostgebieten geht B. nicht ein. Dabei ließe sich gerade am Beispiel Pommerns wohl noch eher verdeutlichen, welchem Grundproblem die Anstrengungen jener jüdischen Aktivisten unterlagen, die seit der vorletzten Jahrhundertwende eine territoriale Autonomie ohne Rekurs auf den zionistischen Traum und auf die religiöse Dimension einer Rückkehr nach Jerusalem anstrebten. Nach der in Europa zu Beginn des 20. Jh. geltenden Logik hätte sich in Pommern zwischen Polen und Deutschland ein jüdischer Staat mit Zugang zur Ostsee schaffen lassen. Dass 1945 sich dafür niemand einsetzte, zeigt, welche Sogwirkung mittlerweile von „Eretz Israel“ ausging – und wie tief der Graben war, der sich mit der Ermordung eines großen Teils der europäischen Juden zwischen den Überlebenden und ihren nichtjüdischen Landsleuten aufgetan hatte. Einen Neuanfang konnten sich die meisten in (Mittel-)Europa schlicht nicht mehr vorstellen. Diejenigen, die blieben, weil sie weiterhin kommunistischen Idealen anhängen, sollten alsbald enttäuscht werden. Aus heutigem Blickwinkel wirkt der Jischuv in Niederschlesien letztendlich als einer der (nichtzionistischen) Abwege der Zeitgeschichte, wobei die Forschung ihn freilich ernster nehmen sollte als das sowjetische Experiment in Birobidschan. Abschließend macht B. klar, dass ungeachtet der damaligen großen Hoffnungen im heutigen Dzierżoniów nichts daran erinnert außer der restaurierten und nun wieder öffentlich zugänglichen Synagoge.

Marburg

Klaus-Peter Friedrich

¹ JACOB EGIT: *Grand Illusion*, Toronto 1991.

Malgorzata Dajnowicz: Poglądy ideowe i działalność polityczna elit (nie)provincialnych narodowej demokracji zachodniej części województw białostockiego (1919-1939). [Die ideologischen Ansichten und die politische Tätigkeit der (nicht-)provinziellen Nationaldemokratien des westlichen Teils der Woiwodschaft Białystok.] Wydawnictwo Neriton. Warszawa 2015. 293 S. ISBN 978-83-7543-395-1. – Die polnische Nationaldemokratie, die so genannte Endecja, prägte als national orientierte, chauvinistische und antisemitische Strömung das Denken der politischen Rechten seit dem ausgehenden 19. Jh. In der Zwischenkriegszeit wurde sie mit ihren zahlreichen Parteien, überparteilichen Vereinigungen und Jugendverbänden zu einer bis 1939 einflussreichen politischen Kraft, die bis 1926 die sich etablierende Republik dominierte und sich nach dem Maiputsch 1926 letztlich als einzige Strömung durchgängig dem Sanacja-Regime Józef Piłsudskis massiv widersetzte. Während die Endecja auf gesamtstaatlicher Ebene insgesamt recht gut erforscht wurde, warten ihre lokalen bzw. regionalen Gliederungen noch auf eine

genauere Analyse. Dieses Desiderat greift die anzuzeigende Monografie von Małgorzata Dajnowicz auf, die sich den nationaldemokratischen Eliten der Woiwodschaft Białystok in der Zwischenkriegszeit nähert. Sie untersucht diese einerseits als nicht-provinzielle Eliten, da sie über die Provinz hinaus auf Staatsebene aktiv waren. Diese Charakterisierung als „nicht-provinziell“ wirkt befremdlich, womit die Vf. aber auf ihren über die Woiwodschaft hinausgehenden Einfluss aufmerksam machen will. Auf der anderen Seite zeigt sie deren Verbundenheit mit den regionalen (partei)politischen und sozialen Strukturen. Die in fünf Hauptkapitel untergliederte Darstellung beginnt mit einer Einleitung über die Entwicklung der grundlegenden Strukturen innerhalb der Endecja, die gefolgt wird von einer Charakterisierung der nationaldemokratischen Eliten auf Woiwodschaftsebene, die in der Zwischenkriegszeit zu 95 Prozent aus vor dem Ende der 1890er Jahre geborenen Freiberuflern, Landwirten, Lehrern und katholischen Priestern bestanden und in der Region um Łomża einen Schwerpunkt hatten. In einem weiteren Schritt zeigt sie die wichtigsten im Sejm eingebrachten politischen Anliegen auf, um anschließend die publizistischen Äußerungen und die dort offenbarten Haltungen zu diskutieren. Als wichtiges Ergebnis hält sie fest, dass der Klerus die radikalen Haltungen der jüngeren Mitglieder scharf kritisiert habe, obwohl er grundsätzlich die Endecja immer gestützt habe. Abschließend widmet sich D. noch der politischen Tätigkeit auf regionaler Ebene. Anstelle eines Fazits resümiert sie das Schicksal dieser Eliten nach 1939. Insgesamt führt diese kenntnisreiche, sozialhistorisch angelegte Studie in die parteipolitische Entwicklung der Endecja auf Woiwodschaftsebene ein und verschafft somit einen tiefer gehenden Einblick in die dortigen politischen Strukturen. Damit stellt sie einen wichtigen Grundstock für weitere Forschungen zur parteipolitischen Entwicklung und nicht zuletzt auch zur Entwicklung und Festigung parteipolitischer Strukturen auf regionaler Ebene dar.

Marburg

Heidi Hein-Kircher